

# Illustrierte Frauen-Zeitung

Jahrest 9, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich  
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

Berlin und Wüien, 1. Mai 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich  
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Aus den Papieren einer Einsamen.

Erzählung von Luise Westkirch.

(Schluß.)

**D**ährend wir zusammen heimfuhren, betrachtete ich Marianne genauer. Sie war auffallend schön, aber nicht durch die Seele, nur durch ihre Jugend. Die Füße und Stöze des Lebens hatten den Perlmuttenglanz noch nicht von ihrer Erscheinung abgestoßen. Darin lag ihre Wirkung.

Ich fragte nach ihrer Mutter. Sie antwortete mir, nicht als fassungslose Waise, auch nicht so oberflächlich, daß ich berechtigt gewesen wäre, Anstoß daran zu nehmen. Ich merkte bald, meine neue Tochter war eine Verkörperung des justen milien, daß mir all mein Lebtag unerträglicher gewesen ist, als selbst schwere Charakterfehler; eine Repräsentantin jener wohltemperierten Laiheit, von der sogar die Bibel sagt, daß der Herr sie ausspeit aus seinem Munde; correct im Verkehr mit mir, mit meiner Köchin, mit dem Kutscher, mit jedermann, fertig in Benehmen, Urtheil, Anschauung; fertig, wie jene kleinen Pilzchen, die in vollendeter Gestalt aus dem Boden schießen und dicke, alte Pilze werden, ohne sich jemals irgendwie zu verändern, während alle edleren Gewächse zuerst jugendlich umgefüge Neimblätter in die Luft strecken, schüchterne Versuche der schöngegliederten Formen, die ihnen eingeboren sind.

Wenn sie mir morgens beim Kaffee gegenüber saß mit dem glattgescheitelten Haar über der jungen, faltenlosen Stirn, den correcten Kreppstreifen um Hals und Hände und dem correcten, für eine junge Dame wohlansständigen Geplauder, fragte ich mich in stochender Ungebüld: „Wie lange sollst du sie so vor dir sehen in ihrer dummen, satten Zufriedenheit mit sich und der Welt? Wie lange hältst du's aus?“

Überflüssige Sorge! Es hat nicht lange gedauert. —

Mein Freund besuchte uns, betrachtete sich meinen Schützling einen ganzen Abend lang. Ich erwartete, daß er mir condoliren würde. Wir hatten doch immer den gleichen Geschmack gehabt. Zu meiner Überraschung sagte er nichts. Ich redete mir ein, das geschehe aus Schonung.

Als er das nächste Mal erwartet wurde, stießte Marianne einen Blumenstrauß in ihren Gürtel, lila und weiße Blüthen, Trauersarben, versteht sich! bei einer Dame von ihrer Correctheit. Mich verdrossen dennoch die Blumen zwei Wochen nach ihrer Mutter Tod. Aber ich wußte ja, ihr Herz trauerte nicht, warum sollte es ihr Kleid?

Eins erfüllte mich mit Sorge, mit peinlicher Unruhe in dieser Zeit: das Verhältniß zwischen mir und dem Mann, den ich liebte, kam nicht zur Aklärung. Die Worte, die meine Unbedachtsamkeit an jenem Abend zurückgescheucht hatte, wollten nicht wieder hervortreten auf die Lippen. Mein einziger Trost war, daß er trotzdem oft in mein Haus kam, ja, öfter noch als zuvor, daß er glücklich schien und bewegte. —

Ich muß lachen, indem ich dies niederschreibe, — kein wohlthuendes Lachen. Wie viel jünger war ich doch als die Achtzehnjährige! Aber freilich ist die Liebe allzeit ein Kind, und ein blindes dazu.

Doch wurde ich plötzlich sehend. Ein winziges Ereigniß hob meine Blindheit. Mein Freund brachte uns in eine Waldwirtschaft Blumen mit, zwei Strauße, blutrote Rosen für Marianne, mattgelbe für mich. Es war so wenig, es war eigentlich nichts. Aber in meiner warmen Hand fühlte ich die blässen Rosen Eis werden. Eis legte sich mir ums Herz, um die brennende Stirn, und kühl in Herz und Kopf sah ich plötzlich die Dinge, wie sie waren, sah den stolzen, triumphirenden Glanz in Mariannens, das warme

Leuchten in seinen Augen. Er bat mich um eine Unterredung.

„Morgen,“ sagte ich mechanisch. „Morgen.“

Ich weiß nicht, ob ich blaß geworden bin, ob ich taumelte, aber ich begleiste es. Ich hatte mir den Zugus, meinen Empfindungen freien Lauf zu lassen, so lange Jahre im Verkehr mit meinen Arbeitgebern nicht gestatten dürfen, daß ich den spontanen Ausdruck dafür verlernt hatte. Schweigend ging ich neben Marianne nach Hause. Es zuckte in mir, die Versuchung trat heran, die Hand des Mädchens zu fassen, aufzuschreien: „Marianne, laß ihn mir! Du stehst am Anfang Deines Lebens, die ganze Welt liegt Dir offen! Du liebst ihn nicht einmal. Du kannst gar nicht lieben, so wie ich liebe. Und begegnest Dir der einst ein Mann, wie Du ihn begehrst, jung, glänzend, Deinem Ehrgeiz entsprechend, ich will Dir die Bahn ebnen. Keine Partie soll Dir Deine Armut verschließen! Laß mir nur diesen, an dem Dir nichts liegt, den Du nicht kennst; so wenig wie er Dich. Laß ihm mir, deren Hoffnung, deren Glück, das einzige Glück in einem armen Leben er ist! Ich versteh' ihn. Ich hege sein Wesen im Herzen meines Herzens. Um meinet-, um seinet-, um Deiner selbst Willen, die nicht glücklich an seiner Seite werden wird, laß ihn mir!“

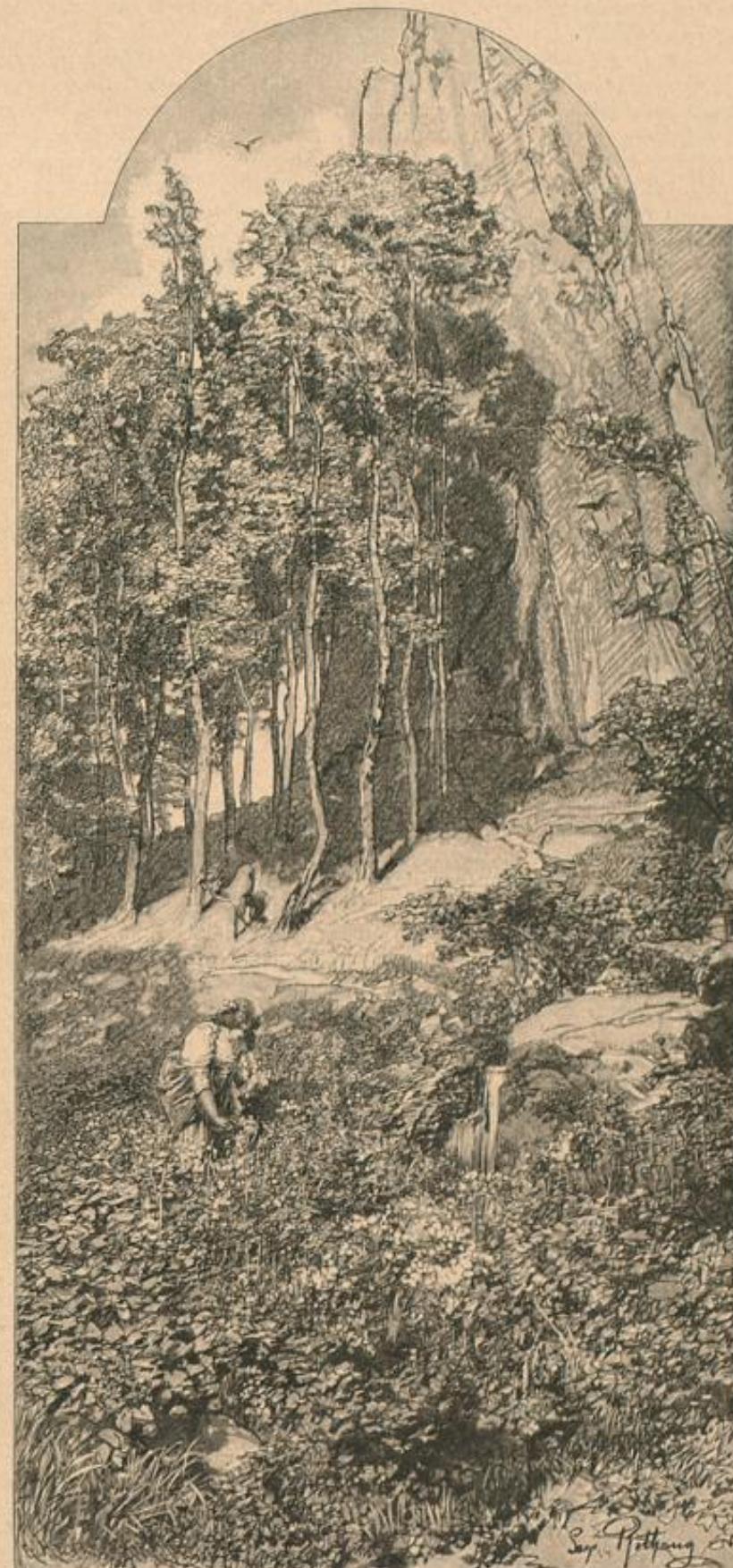
All' das sagte ich ihr in Gedanken. Aber die Lippen schlossen sich mir vor dem harten, mitleidlosen Glanz in ihren Augen. Etwas wie die Freude, mich leiden zu sehen, lag in ihrem Wesen, der Stolz, mir überlegen zu sein an Jugend, an Schönheit, an der Fähigkeit, Liebe zu erwecken, mir, der sie im übrigen sich unterordnen mußte. Ich begriff, hellsehend an diesem Tage, daß ich eine Feindin in ihr hatte, die im beleidigten Herzen mir's nachtrug, daß ich in der Lage gewesen war, ihr eine Wohlthat zu erweisen. Solche Feindschaft ist unerbittlich.

Am nächsten Morgen kam er. Und wieder schrie mein Herz auf: „Nein, ich geb' sie Dir nicht! Wie kannst Du sie wählen? Siehst Du denn nicht, daß sie hohl ist, eitel, klein, ein Betrug der Natur? Vermagst Du durch das Roth dieser Wangen nicht die Seele zu erkennen, neben der Du todtfrieren mußt, denn es ist kein warmes, großmuthiges Gefühl in ihr! Nein, so gewiß ich Deine Freundin bin, ich geb' sie Dir nicht!“

Vielleicht wär's meine Pflicht gewesen, so zu sprechen, meine heilige Freundschaft, denn ich weiß ja, ich weiß ja! arme Cassandra, die ich zeitlebens gewesen bin! er wird unglück-

licher werden an ihrer Seite, als ich in meiner Einsamkeit. Aber ich liebte ihn. Unparteiisch berathen konnt' ich ihn nicht. Zudem, sie hatte die Jugend für sich, die echte, lebendige; nicht ein aus dem Grab erstandenes Gespenst wie ich. Wer sagte mir denn, ob dieser Zauber nicht gewaltig genug sei, um ihn schadlos zu halten, für alles, was ihr fehlt?

Was ich dann gesprochen habe, ich weiß es nicht mehr. Wenig, und jedenfalls das Uebliche. Ich hatte, wie schon oft im Leben, die Empfindung, als lebendige Seele



Frühlings-Idyll. Original-zeichnung von Leopold Rotheraug.

in eine Statue, in einen Automaten gebannt zu sein. Die Seele empfindet, der Automat handelt nach dem Schema, auf das er eingerichtet ist, gleichviel ob die eingesperrte Seele in ihm sich windet und ausschreit.

Er machte mir's leicht. Er mußte ja jehen, was in mir vorging. Wir hatten uns immer ohne Worte verstanden. Er ersparte mir wenigstens sein Mitleid. Das dankte ich ihm ehrlich.

Ich habe die junge Braut im Haus behalten bis zur Hochzeit. Ich habe die beiden festlich zusammengegeben. Dann sind sie fortgereist, und ich auch, nur in entgegengesetzter Richtung. Ich war müd. Ich hatte mir mein Ausruhen verdient.

Sie werden in einigen Wochen heimkehren, ich — vielleicht nie. Jedenfalls nicht bald. Ich mag die Menschen nicht sehen, die ich in jenem halben Jahr gesehen habe. Ihnen mag ich nicht sehen und sie nicht. Sonnenchein, leuchtendes Meer, Schlaf in der Nacht, und nicht denken! Vor allem nicht denken! Das ist meine Sehnsucht, mein Traum.

1. December 1896.

Heute bin ich an die See gegangen. Der Sturm wehte, der Strand war noch einsamer als sonst. Es ist kein Strand, wie unsere norddeutschen Düneninseln ihn haben. Nicht eine Handvoll Sand könnte man von ihm aufnehmen. Steingeröll, nichts als Steingeröll, zerborst und zerbrodelt vom unaufhörlichen Wellenspiel, von der heranrollenden Woge aufgepeitscht, aneinanderklirrend in einer seltsamen Melodie. Auf der Quai-Mauer ist eine Ausbuchtung. Da steh' ich stundenlang, vom weißen Gischt umbraust, durchnäht, und seh' den Wellen zu, wie sie eine nach der anderen heranjagen, herrisch, ungestüm, gerade wie die Menschen ihm ihrer Jugend, gewaltig, als wollten sie die Berge einreißen, — und gegen die Steinwand prallen, zerplittern und still zurücksinken in den Schoß des Weltmeers. Manche schlagen auch gar nicht erst ans Ufer; freiwillig ducken sie den schon gehobenen Kamm, um, zurückfluthend, ihre Kraft der nächsten Welle zu schenken. Aber Wellen wie Menschen können nur aus sich selber was machen. Meist zerrinnt die Beschenkte trotzdem schlapp und matt. Ich habe Bruder Will auch nicht emporheben können, wie viel von meiner Kraft ich ihm lieb. Hätt' ich sie an mich selbst geswankt, ich glaube wohl, daß ich ein etwas majestätischerer Kamm in der Menschenfluth geworden wäre. Die kleine Marguerita ist gescheidter. Sie wird nie ihre Kraft an jemand anders setzen als an sich. Aber bei all' ihrem energischen Erfassen des eigenen Vortheils wird das kleine Mädel niemals gemein. Ihr Temperament, das gegebenenfalls über alle Berechnung wegstürmt, bewahrt sie davor. Gott erhalte sie! Ich glaube, sie ist eine der Wenigen, die das Glück am Ärmel fassen.

Heimkehrend fand ich zwei Briefe. Von ihm, von ihr. Bisher hatte ich nur Postkarten bekommen, Postkarten mit großen, bunten Bildern und wenigen Worten. Die waren mir schon zu viel. Nun gar Briefe! Warum gönnt Ihr mir meinen Frieden nicht?

Sie fühlen plötzlich beide, unabhängig von einander, das Bedürfniß, sich auszusprechen, ihrer besten Freundin ihr „Glück“ zu schildern. Als ob Glück so schwatzhaft wäre! — Marianne schreibt in ihrer molluskenshaften Art, sehr ruhig, sehr correct. Natürlich sei die Ehe nicht ganz das, was ein schwärmerischer Botschaft darunter verstände. Sie sei sich aber deutlich und mit Stolz bewußt, einen guten und bedeutenden Mann zu haben, der seinen Weg in der Welt machen werde, — wenn auch — und so weiter.

Mein Freund, nach Männersart, ist naiver. Nach einigen Lobeserhebungen wundert er sich ehrlich über das geringe Verständniß seiner jungen Frau für all' die Dinge, die ihn am lebhaftesten interessiren, ihren mangelnden Sinn für Natur, die Flachheit und Kühle ihres Urtheils.

Aber, Du Aermster, hast Du wirklich geglaubt, weil sie rothe Wangen und blitzende Augen hat, sie müßte auch Verstand im Hirn und ein Herz in der Brust tragen? — Ich hab's kommen sehen, und es wird schlimmer kommen. Das ist das ganz Unerträgliche, mein Glück liegt in Scherben, und Du wirst durch seine Zertrümmerung erst recht nicht glücklich. Das Beste an Dir vermag sie gar nicht zu begreifen, sie sieht nur Deine menschlichen Schwächen. Und was kann diese ärmliche, beschränkte Natur Dir sein und geben? Selbst ihr körperlicher Reiz ist nicht von der dauerhaften Art. So gewiß sie weit schöner ist, als ich arme Motte je gewesen bin, so gewiß wird sie mit fünfunddreißig Jahren garstiger sein, als ich mit sechzig werden kann.

Und nun soll ich die Klagen Eurer beiderseitigen

Enttäuschung mit anhören? Was ich nicht wenden kann, Stadium für Stadium mit durchleben? Aber das ist unmenschlich! — Ich habe mich Euch aus dem Weg geräumt, ich habe Euch zusammengegeben, weil Ihr's so wolltet. Nicht mit einer trüben Miene habe ich Eure Freude gestört. Was muthet Ihr meiner Geduld denn noch zu? O, daß ich mit fester Hand das Tischtuch zwischen Euch und mir durchschritten hätte! Ich war zu großmütig. — Lüge nicht! Lüge dir selbst nichts vor, du warst zu feig. Du konntest nicht über dich gewinnen, ganz und für immer dich von dem geliebten Mann loszureißen. Seine armselige, kühle Freundschaft wolltest du nicht in den Kauf geben. Da hast du die Strafe für deine Halbschuld. Siehe zu, wie du sie trägst.

5. December 1896.

Ich will die Briefe nicht beantworten. Vielleicht kommen sie zur Vernunft, wenn ich schweige. Ich habe mich in die Natur geflüchtet, zur großen Aerztin aller kranken Seelen. Ueber Felsgrate klettern in brennender Mittagsgluth, auf Ziegenpfaden an Abgründen hin, deren Tiefe zu messen der Blick sich sträubt, während oben in den dunkelblauen Himmel die steinernen Facken schneiden, vom Duft des Sonnenglastes wie von einem weichen Schleier umflossen; sein kleines Selbst mit all' seinen Schmerzen und Sorgen ertränkt im All, verschmelzen mit dem Sonnenchein und dem üppig quellenden Leben ringsum, bis man abends zu müde zum Denken aufs Bett sinkt, das schien mir immer Arznei.

Da ich körperlich wieder rüstiger bin, beschloß ich einen Ausflug nach St. Agnes. Maulthier und Führer verwarf ich, ich wollte allein sein. Bald sanken die blühenden Thäler zu meinen Füßen nieder. Um mich ragte die feierliche Steinwelt auf, ein ungeheuerer Dom, auf dessen gigantischen Pfeilern die blaue Kuppel des Himmels ruhte.

Durch Myrtenestrüpp wand sich der Weg; der Lorbeer streckte mir seine schlanken Blätter, denen ich mein Lebtag mit solchem Eifer nachgelaufen bin, in ungemeiner Fülle entgegen; der Erdbeerstrauch bot mir die Maiglöckchensträuße seiner zarten Blüthen; heimatisch grüßte mich die hohe, weiße Erika. Kein menschliches Wesen ringsum, keiner Stimme Laut; selten nur in dem vogelarmen Land ein Aufzischern in den sonnenbeschienenen Pinien. Feierlich standen die Olivenhaine in ihrem schimmernden Silberkleid, zu ernst um nur zu rauschen, lautlos in der Mittagsstille. Nun lagen auch sie unter mir. An nackter Felswand lomm der Wind empor in steilen Stufen, in schroffen Nehren. Tief drunten blieb der Spiegel des Meeres auf, wie geschmolzenes Silber; tief drunten lagen Häuser, Bignen, Orangenwälder, aber um mich her kahle, senkrechte Wände, Sonnengluth, und drüber der blaue Himmel.

Eine Biegung; die letzte. Auf der Wand gegenüber, Fels aus Fels gewachsen, lag der Fleden, ein Überbleibsel aus jener Zeit, da an der ganzen Küste die menschlichen Wohnungen sich vor den Angriffen räuberischer Sarazenen in die unwegsamsten Felsen versteckten. Machtlos scheinen die Jahrhunderte darüber hingebraust. Was er war, ist er heute noch.

Aber ehe ich das Kellerartige Labyrinth seiner sonnenlosen, über Treppen und durch Bogenwölbungen sich windenden Gäßchen betrat, hielt ich kurze Rast vor der Kapelle der heiligen Agnes, der feuschen, jungen Christin, vor deren kühler Reinheit die Flamme des Scheiterhaufens zurückgeschauend sich theilte, die das Wasser barmherzig auf seinem Rücken trug, und die erst Menschenhand, grausamer als die Elemente, erwürgen mußte. Das weiße Lamm, ihr Symbol im Arm, grüßt die Heilige freundlich von der Altarwand herab, und die Frauen des Landes bringen früh schon ihre Kinder zu ihr, auf daß sie ihr gleich werden sollen. Auch Marguerita's Mutter wird ihre Kleinen hinführen am Geburtstag der Heiligen, am 21. Januar. Dann empfängt St. Agnes in großer Toilette am rosen geschmückten Altar die ungezählten Pilger scharen, die aus all' den Felsenfesten in der Runde herbeigezogen kommen.

Auf der gastlichen Steinbank vor dem Kapellchen rastend, freute ich mich der weiten, sonnigen Rundschau. Als ich dann um das kleine Gebäude herumging, stand ich wie gebannt.

Athemaubend wirkte nach dem Sonnenglask, in den ich gestarrt hatte, der hoffnungslöse, ewige Schatten hier. Ich sah in einen engen Kessel. Gegenüber, rechts, links, stieß der Blick sich an noch höher aufsteigenden Felswänden; vor mir sich der Boden in die Tiefe, senkrecht, als wäre er nach dem Richtloth abgemeißelt, absaglos bis auf den Grund. Spärliche Flechten und Gräser bezeichneten an der Wand gegenüber die Linie, bis zu welcher um Mittag der leben-

wegende Sonnenstrahl drang. Den Grund mit den auftagenden Felsnadeln, die Wand, auf der ich stand, traf niemals Sonnen- noch Mondenschein. Allebrige, glitschige Feuchtigkeit überzog ihr Gestein von oben bis unten, füllte in trügen, zähen Tropfen wie Thränen daran hernieder. Kein Moos, keine Flechte unterbrach das traurige Schwarz ihrer absoluten Unfruchtbarkeit. Nur zu meiner Linken hatte ein Felsspitzen sich losgerungen aus der schroffen Glätte, sich gewunden und gedreht, dem Sonnenlicht entgegen, und auf dieser äußersten Spitze, die ein mittäglicher Strahl eben erreichen konnte, hatte ein wilder Rosenbusch sich eingemauert und ausgebreitet in trohiger Lebensgier. Mit Dornen und Wurzeln sich anklammernd, hing er über dem Abgrund und stand in diesem närrischen Land, in dem im December die Rosen blühen, in voller Knospenpracht, das einzige freundliche, Lebende in dem unfruchtbaren Höllentrichter.

Ich habe in der Dorfwirthschaft glänzend gefröhst mit einem Stück Weißbrot und einem Glas Landwein. Dann bin ich auch noch zu den Ruinen der alten Burg hinaufgestiegen, von der die Sage erzählt, daß ein Sarazenenfürst sie einer schönen Christin zu Liebe erbauen ließ. Drei Knäblein gaben mir, wie weiland Prinz Tamino, das Geleit, drei Knäblein mit schlauen Augen, gesichteten Höschen und einem unschönen Verständniß für Münzen.

Wenn die heilige Agnes ihr Fest feiert, werde ich wiederkehren mit meiner kleinen Freundin Marguerita, mit ihrer Mutter und all' den frommen Pilger scharen. Das alte Felsenfest auf der Bergspitze mit seinem grossen Sonnenchein, seinem schauerlichen Schatten, mit seiner Höllen- und Himmelsnähe hat es mir angethan. Vielleicht überrasche ich meine Freunde damit, daß ich mich noch mal in St. Agnes ansiedle.

18. December 1896.

Wieder Briefe! Und stärker und stärker klingt der Misston durch. Ich will ihn nicht hören! Will's nicht! —

24. December 1896.

Weihnachten! — Heilige Nacht, in der auch die großen Kinder mit ihren geheimen Herzesswünschen zum lieben Gott kommen. Ich freilich nicht; ich wünsche nichts mehr. Voriges Jahr war's anders. — Und die Gedanken sind widerstreitiger und aufdringlicher als sonst in diesen mit Erinnerungen getränkten Stunden. Bewahre mir Einsamen den Frieden meiner Einsamkeit, Herr, — ich verlange nichts sonst. Frieden. —

Ich habe der kleinen Marguerita aufgebaut. Einen Pinienzweig habe ich als Christbaumchen maskirt, um mich zu zerstreuen. Was hilft's? — Du plauderst und jubelst umsonst, Marguerita. Meine Augen sehen nicht Dich; sie sehen ein hübsches Heim in Berlin, ich selbst hab's eingerichtet; sie sehen zwei Menschen fühl und gelangweilt einander gegenüber, Geschenke tauschen, freundliche Worte, während beider Herzen sich als liebste Weihnachtsgabe einen anderen Lebenskameraden erslehen möchten. —

18. Januar 1897.

Das ist zu viel! — Sie wollen kommen! Zu mir kommen wollen sie! Sich das Herz leicht sprechen.

„Die Sehnsucht nach dem Süden hat ihn unwiderstehlich gepackt unter dem grauen Himmel des Nordens.“ schreibt er; „seine nervöse Unraff treibt ihn aus Berlin.“ schreibt sie.

Und reisen sie ins Land des ewigen Frühlings, wo lieber möchten sie sich aufzuhalten als bei ihrer besten Freundin, der Begründerin ihres Glücks? — Ganz beiläufig hat jedes mich auch etwas zu fragen, meine Meinung in einer wichtigen Sache zu hören. — Ja, ich weiß! Ihr wollt Euch, einer den anderen, vor mir verstellen, ich soll zwischen Euch richten, Euer Glück, das in Stücke gehen will, zusammenleimen.

Aber ich will nicht!

Täglich ihn sehen, leiden sehen an ihrer Seite, die allzeit alle Unzulänglichkeit, allen Widerspruchsgen, der in mir ist, wachgerufen hat, während jedes Wort, jeder Blick von ihm die alte, nie besiegte Thorheit aufröhren würde —! Nein, ich will's nicht! Ich thu's nicht. Es ist zu viel! Ich habe genug gelitten! —

Ihr wollt kommen, in wenigen Tagen kommen. Ihr fragt nicht erst, Ihr seht mir die Pistole auf die Brust, ich soll Euch still halten.

Kommt denn! — Aber mich findet Ihr nicht. Ich reise weiter, nach Tunis, nach Kairo, ins gelobte Land, was weiß ich? — weit genug, daß Ihr mir nicht nachkommt! Und Sorge will ich schon tragen, daß Ihr meine Spur nicht findet! —

Bericht Seiner Hochwürden, des Pfarrers

zu St. Agnes.

Département des Alpes Maritimes.

Februar 1897.

Am Tage der heiligen Agnes, dem dreihundzwanzigsten, so ich in dieser lieben Gemeinde erlebet, hat sich ein beklagenswerther Unfall zugetragen, welcher aber zugleich Zeugniß giebt von der Kraft der Liebe Gottes in den Herzen auch der Reyer und Ungläubigen.

Das Hochamt war zu Ende und es hatte ein junger Pater von wohlbewährter Veredtsamkeit, so zum Fest zugereiset, die Kanzel bestiegen und predigte dem versammelten Volke, als ein schier unehrbietiger Värm und ein Drängen unter der Thür der Kapelle sich bemerkbar machten. Es waren aber der Pilger viele geskommen, und ihre Scharen standen weit hinaus auf dem flachen Felsen, darauf das Kirchlein erbauet ist, so daß der Grund des Aufstandes sich nicht sogleich übersehen ließ. Und fand sich dann, daß einem der fremden Weiber im Gedränge ihr Kind abhanden gekommen war, und da sie suchte in der Mutterangst und laut umfragte, fingen auch die Nachstehenden an zu suchen, und erhob sich ein Murmeln und Rufen und pflanzte sich fort und schwoll an, daß gar die Worte des Predigers darin ertrannten. Und that das Weib plötzlich einen solchen Schrei, daß der Küster herzulief und die Gemeinde, und auch der Pater von der Kanzel niedersieg und kam mit allem Volle. Denn es hatten einige das Mägdlein entdeckt, hängend eine Mannshöhe tief unter dem Rand, da wo der Felsen dreihundert Meter senkrecht absällt, und vermochten nur Adlerschwinger ein Geschöpf lebendig auf den Grund zu tragen. Es hatte aber ein wilder Rosenstrauch, so der nadtan Wand entsproß, mit seinen falschen Blüthen des Kindes Auge gelockt, und es hing in seinem Gezweig und brach sich ein Sträußlein, sorglos, indes der Tod unter ihm lauerete.

Da, — so ist mir berichtet worden, ich selbst kam nicht eilig genug, um es mit meinen Augen zu erschauen, und in Wahrheit sind der Augenzeugen nur wenige, weil es schneller geschah, als Menschenzungen erzählen können, — da ließ sich eine fremde Frau, so in Mentone als Kurgast geweiht und Neugier halber mit der Prozeßion zum Fest unserer lieben Heiligen herausgekommen war, um Gotteswillen die schroffe Wand hinunter bis zu der Console, aus der der Rosenbusch hervorwuchs, ersauste das Kind und reichte es hinaus den zwanzig Händen, die über den Rand danach sich ausspreckten. Aber da sie es emporhob, verlor sie den Halt auf dem schmalen Vorsprung, auf dem auch ein geübter Bergsteiger nur schwer sich hätte behaupten mögen. Und ob sie im Fallen das Gezweig des Strauches ergriff, es möchte sie nicht tragen, und den Zweig in der Hand, stürzte sie in die Tiefe. Es sind also gleich sechs unerschrockene Burschen unserer Gemeinde mit Stricken und einer Bahre ihr nachgelitten und haben ein und eine halbe Stunde gebraucht, um, die Wand umgehend, auf die Sohle des tiefen Thales zu gelangen, allwo sie sogleich die Leiche in ziemlich gutem Zustande angetroffen haben. Den Rosenzweig hielt sie noch in der festgeschlossenen Hand. Er ist ihr dann mit in den Sarg gelegt worden als Schmuck und Ehrenzeichen.

Und obgleich sie eine Reyerin war und ohne Beichte und Sakrament in ihren Sünden dahingesfahren ist, gestoste ich mich fröhlich, daß besagter Zweig, wenn sie damit vor unseren Herrgott tritt, ihr die Himmelsthür wohl erschließen dürfte und unser Aller Richter ihr um seinewillen viele Sünden vergeben wird.

Auf dem Kirchhof der Fremden zu Mentone hat man sie beigesetzt, nachdem die Mutter des geretteten Kindes sie sogleich als ihre Herrschaft erkannt hatte. Aber weder sie noch sonst jemand hat zu sagen gewußt, wer ihre Verwandten seien und wem und wohin man die Kunde ihres Ablebens melden solle, und ist der Bürgermeister von Mentone dieserhalb in schwerer Verlegenheit gewesen. Also hat man nur ihren Namen auf den Grabstein setzen lassen, und ist ein großes Leichengepränge geworden, machen alle Kurgäste von Mentone, so sie im Leben nicht gesehen haben, hinter ihrem Sarge geschritten sind.

Nachdem sie schon einige Tage in der Erde geruhet, ist dann ein Ehepaar angereist gekommen; das hat die Lebendige gesucht, und hat sich, besonders der Mann, wie unzinnig gebrüdet, da man sie an das frische Grab hat weisen müssen. Sind auch in unserem Ort und zu mir in mein Pfarrhaus gekommen, haben geforscht und gefragt nach jedem Umstand, und sind dem Mann die Thränen unaufhörlich aus den Augen gebrochen. Verminte also gewißlich, er müsse ein naher Angehöriger sein, vielleicht gar der Bruder. Aber er schüttelte den Kopf:

"Nur ein Freund."

Sagte auch, die Tote hätte überhaupt keine Verwandten.

Ist demnach eine ganz Einsame gewesen.

Möge ihr wohl sein in unser Aller Vaterhaus! Amen.

Nachdruck verboten.

## Der Föhn in den Alpen.

Von Dr. Hermann J. Klein.

**F**er hätte nicht schon vom „wilden Föhn“ gehört, von dem zerstörenden Winde, dem „Schneefresser“, der aus den Höhen in die Alpentäler herabbraust, die Wasser des Bierwaldstätter Sees aufwühlt und über Glarus und Altendorf hinwegflaust! „Wenn sich der Föhn erhebt aus seinen Schlünden, löst man die Feuer aus, die Schiffe suchen elends den Hafen“, sagt Wilhelm Tell, und was der Dramatiker schildert, entspricht der Wirklichkeit. Als warmer, trockener Wind stürzt der Föhn in mühenden Stößen vom Kamm der Alpen herab, aus südlicher Richtung, und wenn er einzusetzen beginnt, ziehen in den Uraltanlagen der Schweiz die Föhnwächter aus, um nadzuziehen, ob auch alle Feuer gelöscht sind. Denn bei ausbrechendem Brande duldet der Föhn kein Löschchen, wie es die Schweizer Dörfer und besonders das Städtchen Glarus erfahren haben, welches wiederholt (zuletzt am 10. Mai 1866) durch Feuerbrunst bei Föhnwind vernichtet wurde. Tschudi hat die Erscheinungen des Föhns in der Schweiz meisterhaft geschildert. „Am südlichen Horizont“, sagt er, „zeigt sich ein leichtes Schleiergewölle, das sich an die Bergspitzen setzt, die Sonne geht am stark gerötheten Himmel bleich und glanzlos unter. Noch lange glänzen die Wolken in den lebhaften Purpurfarben. Die Nacht bleibt schwül, thaulos, von einzelnen älteren Luftströmen strichörnig durchzogen; der Mond hat einen röthlichen, trüben Hof. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, sodass die Gebirge viel näher erscheinen. Der Hintergrund nimmt eine bläulich-violette Färbung an. Von fernher tönt das Rauschen des oberen Wälder, die Bergbäche tösen mit größerer Schmelzwasserfülle weithin durch die sille Nacht. Ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und dem Thal sich zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen, die besonders im Winter, wo der Föhn über ungeheure Schneefelder streicht, erst kalt und rauh sind, kündigt er sein Anlangen an, worauf plötzlich tiefe Stille der Lüfte folgt. Um so heftiger brechen die folgenden heissen Föhnstrüthen ins Thal und schwellen oft zu rasenden Orkanen an, die zwei bis drei Tage mit abwechselnder Gewalt herrschen, die ganze Natur in unendlichen Aufruhr verlegen, Bäume brechen, Felsstücke losreissen, die Waldbäume erschüttern, Häuser und Ställe abbrechen, — ein Schrecken des Landes.“ Wenn der Föhn im Winter in die Thäler der Uraltanlagen herabstürzt, so erzeugt er unmittelbar eine sommerliche Wärme der Luft, in einem halben Tage schmilzt er scheinbar Schneelagen fort, und der Urner sagt in seiner Weise, aber sehr richtig, ohne den Föhn würde die Sonne den Schnee auch in den Thälen nicht ganz fort schmelzen, „die Sonne vermag nichts, wenn der Föhn ihr nicht hilft.“ Der Föhn kommt am häufigsten am Ausgang des Winters und im Frühjahr zum Ausbruch, er ist der Bringer des Lenzes; seltener tritt er zur Sommerszeit ein und ist dann fast immer verhältnismässig schwach. So kommt es, daß der Tourist von einem echten und gerechten Föhn, vor dem der Alpler großen Respect hat, kaum jemals etwas merkt, mit Ausnahme des Regenwetters, welches auf den Föhn folgt wie die Nacht auf den Sonnenuntergang. Wenn aber der Tourist wirklich einmal Augen- und Ohrenzeuge eines Föhnsturmes ist, so ist er leicht enttäuscht. Zwischen den starren, unbeweglichen Bergmauern und über dem wolkenlosen oder gleichmässig verdüsterten Himmel sieht man den Föhnsturm nicht, hört auch kaum begleitende Geräusche des Klirrens und Rasselns, weil die Bauart der Häuser vorsichtig vermeidet, was dem Föhn zum Angriffs punkte dienen könnte. Es hört sich an wie eine hohe Lustschlacht, bei welcher die Erde neutral bleibt. Nur wenn etwa zufällig ein herrenloser Gegenstand wie auf Schwäbenschlössern thurmbach über die Dächer jagt, vermögen unsre Sinne die tolle Wuth des Föhnsturmes zu ermessen“ (Spittler).

Auf die Thierwelt übt der herannahende Föhn eine sehr merkwürdige Wirkung aus. Die Gemütsflüchten fliehen auf die unzugänglichsten Felsgrate, und die Jagdhunde verlieren die Fährte des Wildes. Es ist dies eine Folge der ungemeinen Trockenheit der Luft, welche der Föhn verursacht. Die sonst so friedlichen Bergziegen gehen erbost aufeinander und auf den Menschen los und suchen auch hohe Fels spitzen auf; die Kinderherden kommen dagegen mit dumpfem Gebrüll von den Höhen in die Thäler herab, auch das Vieh in den Ställen wird äußerst unruhig. Auf den Menschen wirkt der Föhn, indem er die Nerven anspannt und das Gemüth bedrückt. Spittler vergleicht diese Wirkung mit einem leichten Influenza-Anfall, die Urner nennen den Zustand Föhnblut. Die Trockenheit der warmen Luft raubt nachts den Schlaf, allgemeine Müdigkeit und Erschöpfung beginnen sich fühlbar zu machen, allenfalls wohin man sich wendet, fühlt man sich beansprucht, ungemütlich, nervös reizbar. Das sind die Schattenzeiten des Föhns, denen aber weit grössere Lichtseltenheiten gegenüberstehen. Denn ohne den Föhn würde die centrale Schweiz, besonders das herrliche Gebiet des Bierwaldstätter Sees, sich nicht des heutigen gesegneten Klimas erfreuen, die Eismassen der Gletscher würden in die Thäler herabsteigen, und wo heute lachendes Grün das Auge erfreut und fette Weihweiden sich ausdehnen, würden todbringende Gletscher unter ihren eisigen Schritten das Land begraben.

Es ist begreiflich, daß man schon früh bemüht gewesen sein wird, der Ursache dieses so überaus meistwürdigen Windes nachzuspüren. Da er von Süden aus der Höhe herabkommt, so nahm man in der Schweiz an, daß der Föhn nichts anderes sei, als der in Italien unter dem Namen Scirocco bekannte heiße Wind, welcher aus Afrika herüberkommt. Der schweizerische Naturforscher Escher von der Linth suchte speziell nachzuweisen, daß der warme Föhn aus der Wüste Sahara stamme und seine Hitze von dort mitbringe. Der berühmte Berliner Meteorologe Dove behauptet dagegen, der Föhn sei ein warmer, von den mittleren Theilen des Atlantischen Oceans kommender

Wind, der an und für sich feucht sei. In der nördlichen Schweiz trete er nur deshalb als trockener Wind auf, weil er seine Feuchtigkeit auf der südlichen Seite der Alpen in Regen- und Schneefällen bereits eingebüßt hätte. So hatte der Föhn am 6. Januar 1863 auf der italienischen Seite der Mittelalpen alle Pässe unter ungeheuren Schneemassen begraben,

während er am Bierwaldstätter See als trockener, warmer Wind und „Schneefresser“ aufgetreten. So war es in der That, und ähnliches kann heute der Tourist und jeder, der sich für die Sache interessirt, bei Föhn sehr leicht feststellen und ausmüssen. Wenn nämlich der Föhn in den Thälern am Bierwaldstätter See ausbricht, und damit in den nächsten vierundzwanzig Stunden melancholisches Regenwetter in sichere Aussicht stellt, so braucht man sich nur auf den nächsten Schnellzug zu setzen und durch den St. Gotthard-Tunnel nach Bellinzona auf die andere Seite der Alpen zu fahren, dort trifft man dann zuverlässig schönes Wetter. Diese Thatstache steht aber, wenn man genauer überlegt, mit der Herkunft des Föhns als warmem, feuchtem Winde vom Atlantischen Meere her doch in volligem Widerspruch. Der Föhn, während er auf der Nordseite der Alpen in die Thäler herabstürzt, wird auf der Südseite der selben in den Thälern, wie im Festlande gar nicht angetroffen! So wird klar, daß dieser warme Wind eigentlich in den höchsten Regionen der Alpen, in den Gebieten eisiger Kälte zu Hause ist, aber trotzdem heiß und trocken in den Thälern am Nordabhang der Alpen erscheint. Diesem gemäß muß also das Gebirge selbst die Ursache des Föhns sein. Und so ist es in der That. Die Luft, welche als Föhn in gewaltigen Stößen von den Höhen des Alpenfamnes herab kommt, ist aber gar nicht warm, sondern kalt, und wird erst heiß und trocken mit dem Heraufsturz aus der Höhe, wodurch sie in der Tiefe zusammengepreßt wird. Jedermann kennt das sogenannte pneumatische Feuerzeug, bei welchem Luft in einem Zylinder durch rasches Niederdrücken eines Stempels so stark erhitzt werden kann, daß ein Stünd Bunder in der Büchse zum Glühen kommt. Auf dem nämlichen Prinzip beruht die Erhitzung der Luft, wenn diese von der Höhe der Alpen in die Thäler herabstürzt; war sie in dreitausend Meter Höhe frostig, so muß sie, unten angelangt, auf fünfundzwanzig Grad Wärme erhitzt sein, lediglich durch den Vorgang des Heraufstommens aus der Höhe. Daß dies die alleinige Ursache ist, hat man neuerdings am Observatorium auf dem Säntisgipfel direkt nachweisen können. Während nämlich die Lustigkeit oben kalt waren und nach unten herabsanken, erwärmen sie sich mehr und mehr und traten endlich in der Tiefe als echter Föhn auf. Wodurch wird aber dieser Heraufsturz der Luft von den Höhen der Alpen hervorgerufen? Was ist die Ursache dieses „Hallwindes“, den man Föhn nennt? Auch diese Frage hat die Wissenschaft beantwortet. Die Veranlassung ist lediglich das Auftreten von Gebieten niedriger Luftdruck nordwestlich von den Alpen. Nach diesen Regionen geringeren Luftdrucks strömt von allen Seiten die Luft hin, sie wird gewissermaßen angezogen. Im Flachlande, oder wo nur geringe Höhen in steiner Erstreckung vorhanden sind, strömt die Luft in horizontaler Richtung dem Gebiete niedrigsten Druckes zu; von den Alpen her kann dieses Zuströmen aber nur durch Heraufkommen der Luft aus den Höhen vor sich gehen und dabei muß die Luft warm und trocken werden; sie strömt mit Heftigkeit in die Thäler, und das ist eben der Föhn. Wenn einmal in Oberitalien niedriger Luftdruck auftritt, während auf der Nordseite der Alpen höherer Luftdruck herrscht, so kommt auch in Bellinzona Föhn vor, der dann aus Norden von dem Alpenfamne herabstürzt. Eine solche Luftdruck-Beruhigung ist aber selten. Der Föhn ist nach der Art und Weise seines Entstehens nicht auf die Alpen beschränkt, sondern tritt auch in anderen Gegenden auf, wo die Verhältnisse ähnlich liegen. Dies ist z. B. an der Westküste Grönlands der Fall. Dort weht bisweilen von dem eisgepanzerten, hohen Binnenlande herab ein heftiger warmer Wind, der die Temperatur von fünfzehn Grad unter dem Gefrierpunkt in wenigen Stunden in zehn Grad Wärme verwandelt. Die Bewohner glauben, es müßten in der inneren Eiswüste Grönlands Vulkane liegen, welche diese warmen Luftströme aussenden, in Wirklichkeit aber sind sie nichts anderes, als ein grönlandischer Föhn.

Nachdruck verboten.

## Erbarmen.

Novelle von Freiherr von Schlicht.

**F**ranz Doctor Stein nahm von dem silbernen Teller, den das Dienstmädchen ihr präsentierte, die Visitenkarte.

„Von Kettberg, Legations-Secretair“, las sie etwas verwundert, dann aber sagte sie: „Ich lasse bitten.“

Die alte Dame, die trotz ihrer siebenzig Jahre körperlich und geistig frisch und beweglich war, erhob sich aus ihrer halb liegenden, halb sitzenden Stellung, in der sie nach Tisch für eine kleine halbe Stunde zu ruhen pflegte, und legte schnell die gehäkelte Decke, die sie über sich gelegt hatte, zurecht. Sie liebte es nicht, daß man in ihrem Zimmer Spuren vorfand, die darauf hindeuteten, daß sie geschlafen hatte.

Sie reichte dem Eintretenden die Hand: „Mein lieber Herr von Kettberg, — wie freundlich von Ihnen, daß Sie für eine so alte Frau, wie ich es bin, Zeit übrig haben.“

„Ich bitte sehr um Verzeihung, meine gnädige Frau, wenn ich Sie schon wieder störe, nachdem ich Sie heute Morgen fast zwei Stunden durch meinen Besuch belästigt habe.“

Sie unterbrach ihn: „Wenn man Gutes thut, bedarf es keiner Entschuldigung, und mir bereiten Sie eine Freude und eine Wohlthat, wenn Sie mir Gesellschaft leisten. Seitdem die Augen so schwach geworden sind, daß ich nicht mehr zu lesen vermöge, geben mir die Stunden oft entsetzlich langsam dahin. Die Hände sind bei mir ja stets im Thätigkeits, aber auch der Geist bedarf der Anregung und Anspannung. Das Alter lebt, so sagt man, von der Erinnerung, — gewiß, aber das Leben ist nicht immer schön, und so sind auch unsere Erinnerungen oft traurig. Ach, — und wieviel Roth und Elend haben wir nicht alle kennen gelernt und sehen es noch täglich.“

Er hatte sich ihr gegenüber auf seinen gewöhnlichen Platz niedergelassen, einen alten, mit schwarzem Tuch überzogenen altmodischen Lehnsstuhl, der zwischen dem Klavier und der mit

Blumentöpfen reich bedeckten Fensterbank stand. Sie selbst hatte sich in die rechte Ecke der Chaiselongue gesetzt.

Für ihn gab es kein größeres Vergnügen, als dem gesitteten Geplauder der alten Dame zu lauschen, die in ihrem vielbewegten Leben an der Seite eines hoch begabten Gatten mit den bedeutendsten Männern jeglichen Vertrages und jeden Standes in nahe Beziehungen getreten war. Vor fast zwanzig Jahren hatte sie ihren Mann verloren, aber auch als Witwe geworden war, blieben die Freunde ihr treu, — um ihrer selbst willen, wie sie mit Stolz zu sagen pflegte. Niemals gab sie Freizeit irgendwelcher Art, „wer nicht mit mir allein zufrieden ist, mag fortbleiben,“ pflegte sie zu sagen, „für Gesellschaften habe ich kein Geld, wie jede Großmutter, die acht Enkelkinder

Sie beugte sich weit vor und sah gespannten Blickes zu ihm hinüber, gleichsam als wolle sie ihm die Worte, bevor er sie ausspreche, von den Lippen ablesen.

„Gnädige Frau,“ begann Herr von Kettberg, „als ich mich heute Morgen auf dem Weg zu Ihnen befand, begegnete ich dem Postboten, der mir einen Geldbrief einhändigte. Dieser Brief enthielt die Summe von zehntausend Mark, die ich mir von meinem Valetot hatte schicken lassen. In Gegenwart des Beamten öffnete ich das Couvert und zählte das Geld nach, es waren zehn Tausendmark-Scheine. Ich legte die Scheine wieder in das Couvert zurück und stellte dieses in die innere rechte Brusttasche meines Paletots. Nach einigen Minuten, ohne daß ich inzwischen mit einem anderen Menschen in Be-

Zeit las, erzählte er verschiedene Beispiele, die die Wahrheit seines Wortes beweisen sollen. Bei einer Haussuchung, die er persönlich leitete, wurde nach mehreren entwendeten Banknoten geforscht. Alles wurde durchsucht, der ganze Oden auseinander genommen, die Betten und Matratzen zerstochen, nirgends war etwas zu finden. Durch einen Zufall wurden die Scheine endlich doch entdeckt: als einer der Beamten versehentlich die Tischdecke herunterwarf, fiel die Zeitung, die auf dem Tische gelegen hatte, zu Boden, und aus der Zeitung flatterten die Scheine. Die Verbrecher sagten, das einfachste Versteck ist das verborgene. Natürlich erfordert es eine große Gewandtheit, das Einfachste zu finden, — haben Sie nicht schon tausendmal gehört, daß jemand seine Brille an allen



Am Strand von Scheveningen. Nach dem Gemälde von H. Petersen-Angeln.

und eine Schaar von Söhnen hat.“ Die Kinder kosteten ihr immer noch viel Geld, aber sie gab es mit vollen Händen, soweit ihre bescheidenen Mittel es ihr gestatteten, und ihr grösster Kummer war, daß sie das „Wollen“ mit dem „Können“ nicht immer in Einklang zu bringen vermochte.

„Meine sehr verehrte, gnädige Frau,“ begann der Legations-Secretair, als Frau Doctor Stein schwieg, „meine sehr verehrte, gnädige Frau, mich führt eine Sache von großer Wichtigkeit her, ich meine natürlich eine Angelegenheit, die nur für mich von Bedeutung ist. Meine gnädige Frau, — ich wage es gar nicht auszusprechen, — es ist mir mehr als unangenehm —“

Und da er schwieg, als hätte er nicht den Mut fortzufahren, sagte sie: „Warum zögern Sie? Haben Sie Vertrauen zu mir, so sagen Sie mir, was Sie herführen, — vertrauen Sie mir nicht, so verzeihe ich Ihre soeben gesprochenen Worte.“

Da gewann er seinen Mut zurück: „Gnädige Frau, um es kurz zu sagen, ich bin heute Morgen während meines Besuches, den ich Ihnen abstattete, bestohlen worden, und zwar um eine für mich nicht unbedrächtliche Summe, um dreitausend Mark.“

Starr, sprachlos, aus weitgeöffneten Augen blickte sie ihn an.

„Sie irren sich,“ stöhnte sie endlich, „das ist ja gar nicht möglich!“

„Dasselbe habe auch ich mir zu ungesählten Malen gesagt,“ entgegnete er, als die alte Dame schwieg und schreckensbleich vor sich hinsah, „und dennoch ist auf eine andere Art und Weise der Verbleib des Geldes nicht zu erklären, wenn man nicht an Weiser und deren gehämmigvolles Wirken glauben will.“

„Und das Geld fehlt Ihnen wirklich?“ fragte sie tonlos, „ach, man ist so oft geneigt, an einen Diebstahl zu glauben, wenn man eine Sache vermisst, bis man sie hinterher an einem Platz, wo man tausend- und abertausendmal gesucht hat, wiederfindet. Haben Sie wirklich alles genau nachgesehen? Bestohlen in meinem Hause, bestohlen, es ist zu schrecklich!“

„Gnädige Frau,“ bat er, „nehmen Sie sich die Sache nicht so zu Herzen. Hätte ich geahnt, daß meine Worte Sie so erregen würden, so hätte ich nie und nimmer mehr gesprochen.“

„Nicht um mich handelt es sich, sondern um Ihre Person,“ gab sie zurück, „bitte, erzählen Sie mir, wann Sie den Verlust zuerst bemerkten und wie Sie auf den Gedanken gekommen sind, daß das Geld Ihnen gestohlen, — gerade hier gestohlen sein soll.“

führte gekommen wäre, betrat ich Ihre Wohnung. Das Mädchen sagte mir, daß Sie, gnädige Frau, Besuch annähmen. Ich zog meinen Paletot aus und legte ihn auf den im Entrée Ihrer Wohnung stehenden Tisch, und zwar so, wie ich mich ganz genau entsinne, daß das Futter nach außen zeigte. Das Couvert ließ ich in der Tasche stecken. Nach Beendigung meiner

Visite, die sich ja lange ausdehnte, zog ich meinen Paletot wieder an und begab mich, ohne vorher einen Laden oder eine Wohnung betreten zu haben, nach Hause. Hier angekommen, nahm ich das Couvert aus der Paletot-Tasche, um das Geld in meinen Schreibtisch zu schließen. Ich nahm die Scheine einzeln in die Hand, um mir, wie ich stets zu thun pflege, die Nummern zu notiren, und hierbei machte ich die Entdeckung, daß mir drei Tausendmark-Scheine fehlten. Ich zählte wieder und immer wieder, ich durchsuchte meinen Paletot; in

dem Glauben, das Geld sei vielleicht auf die Erde gefallen, durchsuchte ich mein ganzes Wohnzimmer, ich ging den Weg bis zu dem Garderoben-Ständer, an dem ich den Überzieher aufgehängt und wo ich das Couvert aus der Tasche genommen hatte, zurück. Ich zündete mir eine Lampe an und suchte auf jedem Treppenabsatz, unter dem Läufer, in den Ecken. Alles war vergebens, in meiner Wohnung konnte das Geld nicht sein, ich hätte es finden müssen.

Ich überlegte mir, wo ich den Brief erhalten, wo ich es verloren haben könnte, aber ein Verlust des Geldes scheint mir überhaupt völlig ausgeschlossen.

Nur eine einzige Lösung des Rätsels bleibt übrig. Das Geld muß gestohlen sein; und es konnte mir nur entwendet werden in der Zeit, da ich den Paletot aus den Händen gelegt hatte. Dies aber, meine gnädige Frau, ist nur hier in Ihrer Wohnung geschehen, hier lag mein Mantel fast zwei Stunden hindurch auf dem Tisch im Entrée, hier nur kann es mir genommen sein.“

Berwölkt rang die alte Dame die Hände: „Was Sie mir da sagen, Herr von Kettberg, klingt so klar und überzeugend, daß daran zu zweifeln thöricht ist, und dennoch kann und will ich es nicht glauben, daß Sie bestohlen worden sind. Sie sagen, Sie haben überall gesucht, allein vergebens. Ach, Vester, ich möchte Ihnen den Ausspruch eines der gewieitesten Pariser Criminal-Beamten sagen, der da lautet: Was man sucht, findet man selten gleich, oft nie, weil man es überall vermuthet, nur nicht da, wo es ist.“ Das klingt so einfach, fast albern, und doch ist es wahr. In seinen Memoiren, die ich vor einiger

Orten der Welt vergebens suchte, bis er sie schließlich an seiner Nase wiederfindet? An alle Schlupfwinkel denkt man nur nicht an den natürlichen, und so werden, so müssen auf Sie Ihr Geld wiederfinden.“

Aber unglaublich schüttelte er statt jeder Antwort nur den Kopf, und erregt fuhr die alte Dame fort: „Es ist unmöglich daß die Scheine Ihnen hier gestohlen sein können. Die Entrée-thür, die zu meiner Etage führt, ist stets verschlossen, nur von innen kann sie geöffnet werden, niemand kann die Etage betreten, ohne daß er vom Dienstmädchen bemerkt wird. Besitzer kommen nicht zu mir, weil sie wissen, daß ich nichts habe — die Leute, die mich aussuchen, sind Lieferanten und liebe Gäste. Die ersten sind nicht eine Seconde allein, das Mädchen nimmt ihnen die Waren an der Thür ab, und daß der alte Geheimrath, der zu mir kam, solange Sie noch bei mir waren, der Dieb ist, glauben Sie doch wohl selbst nicht.“

Mit diesem kleinen Scherz suchte die Frau Doctor ihre innere Unruhe zu verscheuchen und auch den Legations-Secretair von der Grundlosigkeit seiner Vermuthungen zu überzeugen.

Aber das kleine Lächeln, das den Mund der alten Dame umspielte, als sie sich den ehrenwürdigen Geheimrath als Dieb dachte, stand auf dem Gesicht ihres Gastes einen Widerschein.

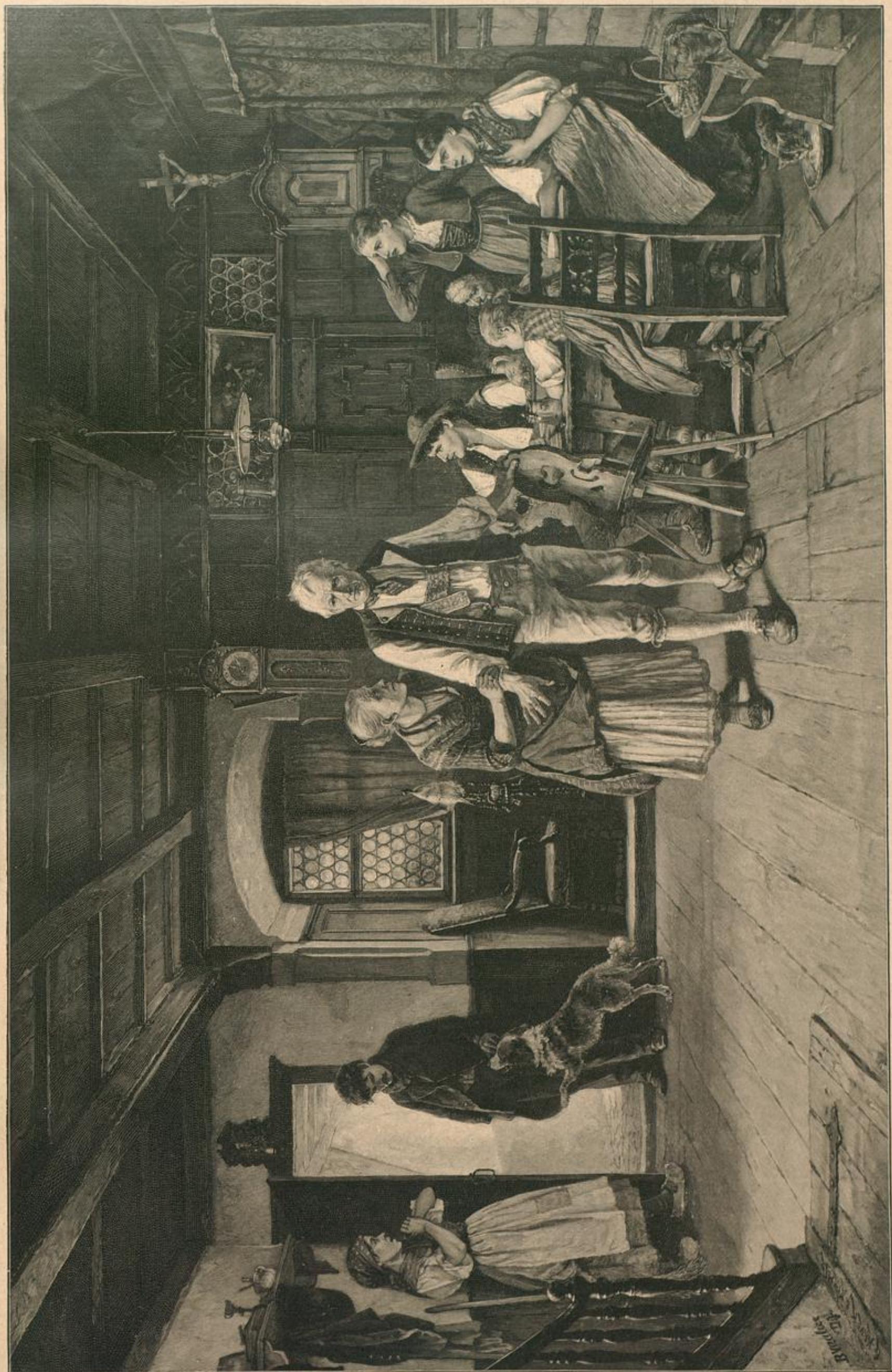
„Gnädige Frau,“ begann er abermals, „ich würde nicht gewagt haben, Ihnen von dem Diebstahl zu sprechen, wenn ich mein Verdacht nicht auf eine bestimmte Person lenkte.“

„Und die wäre?“ fragte die Greisin hastig, während ihre Hände vor Erregung zitterten.

„Die einzige, die es überhaupt gewesen sein kann, — Ihr Dienstmädchen, gnädige Frau.“

Erleichtert atmete die alte Dame auf: „Meine Dora, Herr von Kettberg? Für die steht ich ein wie für mich selbst, seit vierzehn Jahren ist sie bei mir im Hause, sie ist treu und ehrlich wie nur eine, — nein, nein, die ist es nicht.“

„Und dennoch halte ich meinen Verdacht aufrecht,“ gelte er zurück. „Bedenken Sie selbst, gnädige Frau: der Tisch auf dem der Paletot lag, steht der Küchenthür unmittelbar gegenüber, die Entfernung beträgt kaum drei Schritte. Bei der Küche aus hat das Mädchen den Mantel liegen sehen, vielleicht hat aus der Brusttasche des Rockes eine Ecke des Couverts herausgeragt, sie ist neugierig geworden und hat den Brief herausgezogen. Sie fand die zehn Scheine und dachte sich: Nimm, was du so leicht nie wieder erlangen kannst. Wer will hinterher mit Bestimmtheit sagen, daß gerade zehn Scheine



Der verlorene Sohn. Nach dem Gemälde von G. Doré.  
Photographie-Verlag von Gustav Danziger in Berlin.

in dem Umschlag waren, wenn auch auf dem Couvert die Zahl bemerklt ist? Ob drei Scheine mehr oder weniger drinnen liegen, ist im ersten Augenblick nicht zu seben, und wenn der Verlust des Geldes hinterher bemerklt wird, — wer will da mit Sicherheit behaupten, daß die Summe hier verschwunden ist, gerade hier fortgefommen sein muß?

Eine Überraschung brauchte das Mädelchen, da Sie, meine gnädige Frau, so liebenswürdig waren, mich zum Frühstück einzuladen, nicht zu fürchten. Nachdem die Speisen in das Zimmer getragen waren, konnte sie mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß ich Sie vorläufig nicht verlassen würde, — sie hatte also Zeit und Muße vollaus, die zu benutzen sie nicht versäumt hat.

„Rein, nein, Sie irren sich ganz gewiß, Herr von Kettberg,“ sprach die Hausfrau, während sich von neuem Angst und Entsetzen auf ihrem Gesicht ausprägten, „es ist unmöglich, was Sie mir da sagen, — aber wenn es dennoch wäre, wenn ich mich so in ihr getäuscht hätte! So Mancher wird mit Ehren begraben, der als Lump gelebt hat, lautet ein altes Wort. Aber nein, vierzehn Jahre mit einem Wesen unter demselben Dach, und sich so zu täuschen, nein, so viel Schlechtigkeit giebt es selbst in unserer Zeit nicht.“

„Und wenn es dennoch wäre?“ fragte er.

„Aber es ist nicht so, Sie unglaublichster aller Menschen,“ entgegnete sie, „doch ich will Ihnen etwas sagen, rufen Sie das Mädelchen herein und fragen Sie sie selbst in meiner Gegenwart.“

„Glauben Sie nicht, gnädige Frau,“ unterbrach er sie, „dah es ratsam wäre, sich an die Polizei zu wenden, daß eine Haussuchung —“

Da aber fuhr die alte Dame in die Höhe: „Das wollten Sie mir antun, Herr von Kettberg?“ Dann aber, sich gleich wieder bestimmt, setzte sie hinzu: „Verzeihen Sie mir, Sie haben ja zu fordern, und ich muß alles Ihnen, was in meinen Kräften steht, um Ihnen wieder zu Ihrem Eigentum zu verhelfen. Ihnen Sie, was Sie für nötig erachten; vorher aber, ich bitte darum, lassen Sie mich mit dem Mädelchen sprechen, — ich verspreche Ihnen, daß sie die Wohnung nicht verlassen soll, bevor die Polizei hier nicht alles durchsucht hat.“

Sie drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel, und gleich darauf trat das Mädelchen in das Zimmer.

„Dora,“ sprach die Frau Doctor, „dem Herrn Legations-Secretair ist heute Morgen, während er bei mir war, eine Summe Geldes aus seinem Paletot gestohlen worden. — Dora, ich frage Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, haben Sie das Geld genommen?“

„Nein, Frau Doctor.“

„Dora,“ fragte die alte Dame noch einmal, „wir sind alle Menschen und können irren und fehlern. An jedem von uns tritt die Versuchung in dieser oder jener Gestalt heran, und nicht immer reichen unsere Kräfte aus, um zu widerstehen. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Haben Sie es gethan, so sagen Sie es, — ich will Sie bestagen, aber nicht verdammen, und auch Herr von Kettberg wird auf meine Bitte, dessen bin ich sicher, von einer Strafanzeige absehen.“

Zustimmend verneigte sich dieser: „Selbstverständlich, gnädige Frau.“

„Nein, Frau Doctor,“ erlangt da Dora's Stimme. Nur ein „nein,“ keine weitschweifige Entschuldigung oder Unschuldsbeteuerung, die nur so oft die Schuld zu verborgen sucht.

Des Mädelchens Stimme ertlangt so ruhig und sicher, ihre Augen blitzen so offen und klar, die Farbe ihrer Wangen hatte sich so wenig verändert, daß Kettberg es instinktiv empfand: sie ist nicht schuldig.

„Ich wußte es ja,“ sprach die alte Dame, „daß Sie es nicht gethan haben, — wir, Herr von Kettberg und ich, sind nun davon überzeugt, — aber vor den anderen Menschen und den Richtern bleibt dennoch der Verdacht auf Ihnen ruhen, bis es gelungen ist, den Schuldigen zu ermitteln. Dora, wissen Sie, wer das Geld genommen hat?“

„Nein, Frau Doctor.“

„Meine gnädige Frau,“ sprach Herr von Kettberg, „gestatten Sie, daß ich das Mädelchen frage?“ Und als die Hausfrau ihm ein freundliches „Ich bitte“ zugerufen hatte, fuhr er fort:

„Sie müssen es gesehen haben, wer das Geld nahm. Niemand kann, ohne von Ihnen bemerklt zu werden, die Etage betreten. Die Tages-Thür ist stets verschlossen, aber selbst den unvorherrschlichen Fall angenommen, daß die Thür unverschlossen gewesen wäre und daß sich jemand heimlich auf den Corridor geschlichen hätte, so müßten Sie ihn dennoch sehen, denn in der Küchenthür sind große Glasscheiben. Sie werden mir entgegnen, daß Sie der Thür den Rücken zugedreht hätten, — das mag sein, aber dennoch müßten Sie bemerken, wer die Etage betrat, denn der Spiegel, der, wie ich vorhin sah, in der Küche am Fenster, den Glasscheiben der Küchenthür gerade gegenüber hängt, wirkt jedes Bild zurück. Und deshalb frage ich Sie noch einmal: wissen Sie, wer das Geld genommen hat?“

Jeder Blutsropfen war aus dem Gesicht des Mädelchens gewichen, ihre Wangen waren blaß, ihre Gestalt zitterte. Einen lehenden Blick warf sie ihrer Herrin zu, einen Blick, der da zu sagen scheint: „Schüre mich vor diesem Menschen, der mit seiner Logik unerbittlich ist, der mich zwingen will, zu sagen, was ich doch nicht sagen kann.“

„Herr von Kettberg,“ sprach die Dame des Hauses, „dürfte ich Sie vielleicht bitten, mich einen Augenblick mit dem Mädelchen allein zu lassen und so lange in das Zimmer nebenan zu gehen? Ich glaube, wir werden dann schneller zu einem Resultat kommen.“

Er willigte ihrem Wunsche, und in dem Glauben, sich längere Zeit gedulden zu müssen, ließ er sich auf einen Stuhl nieder und blätterte in den Zeitungen und Journalen, die auf dem Tisch herumlagen.

Da hörte er plötzlich aus dem Nebenzimmer einen Schrei, halblaut, als wenn man verflucht hätte, ihn ganz zu unterdrücken, — aber dennoch so klagent, so todestraurig, daß es ihm das Herz zerriss und er, von Angst getrieben, von seinem Sitz aufsprang und in das Nebenzimmer eilte.

Und da sah die alte Frau Doctor mit weitgeöffneten, starren Augen, ein Bild des Schreckens und des Jammers, zitternd und bebend wie Espenlaub. Und ihm war, als sei das glütige, liebevolle Gesicht der Hausfrau plötzlich um Jahre gealtert und als habe es einen ganz fremden Ausdruck angenommen. Dora war um ihre Herrin beschäftigt, und als sie den Einbrechenden gewahrte, der bestürzt hinzusehen wollte,

winkte sie ihm, sich wieder zurückzuziehen. Wohl eine halbe Stunde verging, er hörte das leise Aechzen und Stöhnen der alten Dame, ihre Rufe: „Mein Gott, mein Gott,“ die wie eine Anklage gegen den Allmächtigen klangen, dann ward es stiller und stiller, und endlich, für ihn nach einer Ewigkeit, öffnete das Mädelchen die Thür und bat ihn, hereinzukommen.

Mit einer, in Rücksicht auf das hohe Alter fast unglaublichen Geschwindigkeit hatte sich die Greisin wieder erholt, und nichts verriet mehr die ungeheure Erregung, in der sie sich noch vor kurzem befunden haben mußte. Leise und geräuschlos verließ Dora das Zimmer, nicht ohne vorher dem Besucher noch einen saft liegenden Blick zugeworfen zu haben, dann befand sich Herr von Kettberg mit der Herrin des Hauses allein.

Eine Todessille herrschte in dem Zimmer: er hatte nicht den Mut zu fragen, was sie so bewegt, so erschrocken habe. Er durfte nicht verrathen, daß er sie in ihrer Schwäche gesehen, und die alte Dame suchte vergebens nach Worten.

„Mein lieber Herr von Kettberg,“ sagte sie endlich mit einer Stimme, deren Zittern und Beben sie nicht zu verbergen vermochte, „ich habe mir von meinem Mädelchen alle Personen nennen lassen, die, so lange Sie heute Morgen bei mir waren, die Etage betreten haben, es sind alles Leute, für deren Ehrlichkeit ich noch vor wenigen Minuten mich verbürgen zu können glaubte. Auf einmal lernt sich der Verdacht der Thäterschaft auf einen, dem ich es am allerwertigsten zugetraut hätte. Verlangen Sie nicht von mir, seinen Namen zu nennen, — glauben Sie mir, daß ich noch heute versuchen will, ein Geständniß von ihm zu erlangen. Deugnet er aber auch mir gegenüber, dann werde ich Ihnen aus meinen Mitteln den Betrag zurückzustatten, denn ich will nicht, daß einer meiner Gäste in meinem Hause pecuniären Schaden erleide.“

Abwehrend erhob Herr von Kettberg die Hände: „Sie und nimmer, gnädige Frau, würde ich solches Opfer von Ihnen annehmen, Sie dadurch gewissermaßen verantwortlich machen für die Handlungen der Leute, die in Ihrem Hause ein- und ausgehen. Ich weiß, Sie sind die Güte selbst, und ginge es nach Ihrem Herzen, so würde es keine Gefängnisse und Buchthäuser mehr geben. Mit Ihrer sanftesten, milden Stimme würden Sie jeden Verbrecher bitten, auf den Pfad der Tugend zurückzufahren, und wären überzeugt, daß er es auch thäte. Dennoch aber, gnädige Frau, glaube ich, daß Sie in diesem Falle gut thäten, den Menschen dem Gericht zu übergeben. Wie sollten Sie, gnädige Frau, dazu kommen, für meine Schuld zu büßen?“

Er sah, wie die alte Dame bei seinen Worten zusammen-schauderte, wie von neuem eine fahle Blässe ihr Gesicht überzog.

„Sprechen Sie, bitte, nicht von den Gerichten,“ sprach sie, „mir schaudert's, wenn ich an die Gefängnisse denke. Möchten Sie, so lange Sie es noch irgend verhindern können, dazu Veranlassung geben, daß jemand, wenn auch nur für Monate oder Jahre, hinter den Kerkermauern sitzt? Ich nicht, — ich selbst hätte keine ruhige Minute mehr.“

„Aber meine gnädige Frau,“ bat er, „wohin sollte das führen, wenn wir nur unser Herz sprechen ließen? Wer Schuld auf sich lädt, muß sie büßen.“

„Gewiß,“ gab sie zurück, „jegliche Schuld findet ihre Buße und Strafe, wenn auch nur in der Angst und Verzweiflung des eigenen Herzens. Glauben Sie, daß derjenige, der Ihnen das Geld nahm, auch nur eine Secunde seines Besitzes froh wird, daß er nicht schon längst bereut, es genommen zu haben?“

„Macht ihn das weniger strafbar?“

„Gewiß,“ antwortete sie, „wer bereut, dem wird vergeben werden, so lehrt uns die Schrift.“

„Im Jenseits ja, — aber hier auf Erden bleibt er dennoch strafbar,“ versetzte er, „und abermals rathe ich Ihnen, lassen Sie dieses Mal die Stimme Ihres Herzens schweigen, — Sie schenken Ihr Mitleid einem Unwürdigen, denn wer da sieht, ist ein Lump.“

Sie taumelte zurück bei diesem Wort, als habe sie einen Schlag ins Gesicht erhalten, dunkelrot färbten sich ihre Wangen, und wieder sprach sie vor sich hin: „Mein Gott, o mein Gott.“

Aber gleich richtete sie sich wieder auf: „Nehmen Sie dieses entsetzliche Wort zurück, ich bitte, ich siehe Sie an, — vergeben Sie, wie auch Sie dereinst auf Vergebung hoffen. Wer weiß, was den Unglücklichen zur That trieb, — glücklich derjenige, der von sich sagen kann, ich bin nie einer Versuchung unterlegen, — nehmen Sie das Wort zurück.“

Ihre alten, zitternden Hände hatte sie ihm gefaltet entgegen-gestreckt, und aus ihren treuen Augen sprach eine solche Angst und Verzweiflung, daß er sich beeilte, ihren Wunsch zu erfüllen.

Aber er stand vor einem Rätsel, das er nicht zu erklären vermochte, nach dessen Lösung er vergebens suchte. Was bewog sie, die die Treue und Wahrheit selbst war, die jede Falschheit und jede Lüge hasste, so für einen Chräsen einzutreten? Wie könnte ihr das Schicksal eines Unwürdigen so zu Herzen gehen, daß sie das beleidigende Wort empfand, als wäre es ihr selbst zugesetzt worden? Wie konnte sie für den Fremden bitten, als böte sie für sich selbst?

Da erlangt auf der Vorsturz die Glöde, und gleich darauf hörte er eine Stimme fragen: „Ist Frau Doctor zu Hause?“

Herr von Kettberg erhob sich: „Sie bekommen Besuch, gnädige Frau, ich will Sie nicht länger tönen. Sie werden so liebenswürdig sein, mir von dem Ergebnis Ihrer Nachforschungen Nachricht zu geben.“

Doch die, zu der er sprach, hörte ihn nicht, — ohnmächtig, mit geschlossenen Augen war sie zurückgesunken, den Ausdruck tödlichster Angst und tödlichsten Schreckens auf ihren Zügen.

Einen Augenblick stand er wie erstarrt da, dann stürzte er hinaus, um das Mädelchen zu rufen, und stieß in der Thür mit dem Besucher zusammen, — dem ältesten Enkel der alten Frau Doctor, einen jungen Studenten der Chemie.

„Ihre Frau Großmutter ist soeben von einer Ohnmacht befallen worden, — eilen Sie sofort zum Arzt,“ rief er ihm zu.

Der aber taumelte, als er Herrn von Kettberg's ansichtig wurde, zurück, als sei ein Todter aus der Gruft vor ihm aufgestanden. Bleich, mit fahlen Wangen lehnte er sich gegen die Mauer, der Schweiß perlte auf seiner Stirn, die ganze Gestalt zitterte, und nur mühsam hielt er sich aufrecht.

Und plötzlich, ehe Herr von Kettberg es verhindern konnte, war der junge Mensch vor ihm auf die Knie niedergesunken und murmelte unverständliche Worte vor sich hin.

Da drängte sich Herrn von Kettberg die Erkenntniß so jäh und plötzlich auf, daß er im ersten Augenblick sich dagegen zu wehren versuchte.

„Arme, arme Frau,“ sprach er vor sich hin, „nun versteh ich alles, — wie mußt Du bei meinen Worten gelitten haben!“

So sehr war er erschüttert, daß er kaum auf die Worte des vor ihm Knieenden achtete, der in fliegender Hast, da er bei dem Anblick des Herrn von Kettberg eine Entdeckung seines Vergehens als sicher annahm, ein reuiges Bekennen ablegte: „Von seinen Gläubigern gedrängt, habe er gestern im Spiel sein Glück versucht, — er hatte verloren, — dreitausend Mark, — zahlbar auf Ehrenwort in vierundzwanzig Stunden. Es sei der Verzweiflung, dem Selbstmord nahe gewesen, — er hätte keinen Ausweg, seine Hölle gewußt aus der schrecklichen Lage, in der er sich befunden, galt es doch vor der Welt seine Ehre zu retten. Da habe er heute Morgen, als er gekommen sei, um seine Großmutter zu besuchen, den Geldbrief in der Tasche gelesen, er habe die Hand ausgestreckt nach fremdem Gut und sein verpfändetes Ehrenwort eingelöst.

Und die Neue, die Selbstanklage und Verzweiflung, die aus den Worten des jungen Menschen sprachen, rührten das Herz des Herrn von Kettberg und ließen ihn der Worte gedanken, die vorhin die alte Frau Doctor zu ihm gesprochen hatte: „Vergeben Sie, wie auch Sie dereinst auf Vergebung hoffen. Glücklich derjenige, der von sich sagen kann, ich bin nie einer Versuchung unterlegen.“

Er beugte sich hinab und hob den noch immer Knieenden auf: „Ungefehr machen läßt sich keine That, — aber man kann sie vergessen machen. Das sei Ihre Aufgabe, Ihre Buße, die ich von Ihnen verlange. Aber noch etwas anderes fordere ich von Ihnen: Keinem Menschen gegenüber dürfen Sie je Ihre Schuld bekennen, selbst Ihre Frau Großmutter darf nie etwas erfahren! Sie müssen leugnen bis zum letzten Augenblick, und selbst wenn Sie gefragt werden auf Ehe und Gewissen, dürfen Sie die Wahrheit nicht bekennen. Der Himmel wird es Ihnen dereinst verzeihen, daß Sie durch eine Lüge das Leben Ihrer Verwandten erhalten haben, denn die alte Dame würde sterben, wenn sie je die Wahrheit erfähre. Ich weiß, wie gerade Sie von ihr geliebt werden, wie sie bei Ihnen in den goldenen Kelch sieht.“

Ich höre die Schritte des Mädelchens, eilen Sie zum Arzt, bevor man uns hier zusammenfindet, — das Weitere lasst Sie meine Sorge sein.“

Er drängte den jungen Menschen, der dankersüllten Herzens ihm die Hände zu führen versuchte, zur Thür hinaus und entnahm dann seinem Portefeuille drei Tausendmark-Scheine und warf sie auf den Fußboden des Corridors, sodaß es aussah, als wären sie vom Tisch herabgefallen, halb offen, halb versteckt, sodaß sie nicht gleich ins Auge fielen und doch beim Suchen gefunden werden mußten.

Dann eilte er nach Hause, und dort angekommen schrieb er mit fliegender Hand:

„Meine sehr verehrte, gnädige Frau!

Ich beile mich, Ihnen zu wiederholen, was ich schon vorhin persönlich zu Ihnen sagte: Hätte ich geahnt, daß meine Worte Sie so erregen würden, so wäre nie und nimmer mehr eine Silbe über den Verlust über meine Lippen gekommen. Sie herzlich um Verzeihung zu bitten für die Unruhe und Erregung, die ich Ihnen bereitet, ist der Zweck dieser Zeilen.

Und dann noch eins, obgleich ich weiß, daß es vergeblich sein wird, wie auch soeben eine erneute Durchforschung meiner Wohnung abermals vergeblich war. Soeben fällt mir ein, daß ich Ihnen davon sprach, daß ich alles durchsucht hätte, wo nach meiner Meinung das Geld sein kann, und dennoch habe ich eins vergessen: Ihre Wohnung. Vielleicht beauftragen Sie das Mädelchen, auch dort einmal auf das Genaueste nachzusehen.

Ich halte, wie gesagt, einen Verlust für undenkbar und halte die Vermuthung eines Diebstahls mit Entschiedenheit aufrecht. Ich rate Ihnen nochmals, gnädige Frau, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen.

In Berehrung und Ergebenheit bin ich stets

Ihr gehorhamster

von Kettberg.“

Dann siegelte er das Couvert, und inbrünftig beteten seine Lippen: „Vater im Himmel, hab' Erbarmen und laß meine Lüft gelingen, — nimm ihr nicht noch so spät am Abend ihres Lebens die Freude an dem Enfekind, das sie abgöttisch liebt! Laß gelingen, was ich ersehne, — laß sie glauben, daß das Geld, das sie finden werden, wirklich das verlorene, daß ihr Enkel kein Verbrecher ist.“

Rauchdruck verboten.

## Zur Kinderbekleidungs-Frage.

Von Sanitätsrath Dr. W. Roedelchen.

**S**tgendwo und wann hörte ich einmal erzählen: In einem königlichen Hause sei es Brauch gewesen, den kleinen Prinzen und Prinzessinnen bei der Taufe ein eigens dazu angefertigtes Krönchen aufs Haupt zu setzen; man habe diese Sitte erst ausgegeben, als einem Täufling bei dieser Ceremonie das Genick gebrochen wäre.

Ins Fabelreich werden wir wohl getrost dieses Geschichtchen verabschieden können; aber es kommt mir jedesmal wieder in den Sinn, wenn ich gelegentlich in meinem Erinnerungsläppchen, das der Schublade des alten Pastor Behrens aus Reuter's Stromtid etwas ähnelt, nachdenklich herumkrümme, und wenn dabei mein Auge auf ein rechtes Prachtstück, auf mein höchstes Täuflingsstück fällt. Meine gute Mutter übergab es mir, als ich schon ein eigenes Kind, ihr erstes Enfekind, wollte tauften lassen. Das gehäkelte und mit allerlei Spitzenwerk verzierte Dingelchen ist mit himmelblauen Perlen so dicht bespiastet, daß man es an Hörte, Haltbarkeit und Schwere mit der Sturmhaube eines Ritterknappen vergleichen kann. Sollte ich, was unwahrscheinlich und mit jedensfalls nicht erinnerlich, dieses Prachtstück länger getragen haben, dann könnte es mich nicht wundern, wenn ich jetzt nach mehr als einem halben Jahrhundert noch Kopfschmerzen davon verspüre. Von derartigen Kopfzieren der Säuglinge ist man jetzt mit gutem Recht gründlich abgkommen; kein Körpertheil bedarf mehr der freien Hantausübung, als der im Wachsen und Sichfestigen begriffene Kopf des Kindes.

Dafür wird ein anderes ehrwürdiges Säuglingsstück, das

Stiefissen, darin das geschnürte Würmchen sich wie ein geölter Kalbsnierenbraten ausnimmt, noch gar zu lange bei behalten. Wie oft habe ich Müttern schon den Rat gegeben, besagten Wulst mehrfach am Tage zu lockern, den Kindern Lust zu geben, selbst auf die Gefahr hin, daß sie einmal bloßgestrampelt daliegen! War nicht selten ist dieses geliebte Stiefissen nur ein Duhelijzen für die Bequemlichkeit der Mutter; ist das Ding kostbar gestift und bespiet, mag wohl auch die liebe, verzeihliche Eitelkeit ein Wort mitreden.

Nicht wahr? Wir holen heute bei der Kinderkleidungsfrage weit und gründlich mit den ersten Althenzügen aus und sind dabei in der Schreibweise von etwas rauher, nörgegender, schier gräßlicher Art gegen würdige Mütter! Nun, — betreßt der Ueber-Ausführlichkeit keine Sorge! wir überdrügeln später gern ein paar Jahre; und mit der Verheit? — ja, — bei solchem auf Menschenbild und Kinderwohlfahrt abzielenden Schreiberei geht es wahr und wahrhaftig nicht ganz ohne Banken und Rettern.

Bei den Säuglingen, den Einjährigen und aufwärts bis zur ersten Gangbarkeit wollen wir der Wiege und des Kinderwagens nicht vergessen. Die Wiege, ein für die Lyrik geradezu unentbehrliches Stück, zeichnet sich vor einem Bettchen nur dadurch aus, daß die Kinder leichter herausfallen und ein gut Theil anspruchsvoller und quarriger aufwachsen. Man lasse ein Kind ruhig und tüchtig sich ungehäuft ausschreien, eine rechte Mutter wird Eigensinn, Hunger und Krankheit schon zu scheiden wissen. Das Einlullen mit Wiegenliedern ist anstrengend, und der monotone Gesang, bis ins dritte Zimmer hörbar, selbst bei Erstgeborenen nicht immer erfreulich. Dabei will ich nicht einmal so ängstlich wie einige Kollegen sein, die das Gehirn des Gewiegten durch die schauteilende Bewegung in Gefahr kommen lassen; weder Schaukel-Politik noch gewöhnliche Confusion stammen aus der Wiege. Ein gleichfalls sehr ängstlicher Jünger Nestkulap's hat auch beim Kinderwagen eine Gefahr für das Gehirn der Gefahrenen darin finden wollen, daß das kleine Kerlchen bei den meisten Wagen-Konstruktionen immer eigentlich rückwärts vorwärts kommt. Unnötige Sorge! Durch Rückwärtsfahren im Kinderwagen ist noch niemand an späteren Fortschritten gehindert. Dahingegen soll auf die Schuldigkeit des Wägelchens Acht gegeben werden; da ist eine Häkelarbeit, auch ein Stück Fries oder Flanell am Platze, nicht aber die patentierte, weissglänzende Laddecke von einem Gummistoff; denn der Glanzlack ist meist nicht frei von einem Kleipräparat, und der Gummi beginnt trop aller gegentheiligen Betheuerungen der erzeugenden Firma im Sommer allmählich zu riechen.

Ob die Schuttgardinen gegen zu grelles Licht für den Kinderwagen besser aus grünem oder aus blauem Stoffe stehen, mögen die Augen-Spezialisten unter einander ausmachen; ich messe der unterschiedlichen Sache keinen erheblichen Werth bei. Die alten Griechen haben die beiden Farben nicht einmal verschieden benannt, und sie sind doch wohl nicht durchweg farbenblind gewesen.

Wenn im Laufe der Zeit, im natürlichen Gange der Familiengeschichte, in einem Hause ein Kind nach dem anderen sich eingestellt hat, trifft der Arzt, der zu den Zahnbeschwerden des Reithäschens gerufen ist, lechteres oft in dem als Bettchen benötigten Kinderwagen an. Mangel an Raum, eine sonst weise, hier übel angebrachte Sparhamkeit mögen bei dieser Anpassung mitsprechen. Gesund ist das nicht, denn, wenn ein Kind Tag und Nacht in derselben Unterkunft ruht, fehlt der Lagerstätte die nötige Ausdünnung. In demselben Sinne warne ich stets bei Kindern und Erwachsenen vor den modernen, feinen Ueberdecken der Betten; sie mögen gefällig aussehen, aber ein gefundenes Bett soll bei Tage ausgedeckt das stehen und damit gelüftet werden. — (Die zierlichen Ueberhandtücher gehören auch zur Ueberfultur und stehen bei mir in gleicher Verdammnis; ein Handtuch muß trocken und nicht wie das verschleiernde Bild von Sais behandelt werden.)

Zu den gestopften Kinderbetten habe ich sehr oft, zu dünn oder gar dürrig gestopfte selten angetroffen. Bei den Landleuten werden die Bettstücke zu einem Wulst, man kann fast sagen zu einer förmlichen Wurst vollgepumpt, darunter dann die Kinder nie gleichmäßig erwärmt werden können.

Wann das Baby zum Kinde wird, ist auf Woche und Monat eben so schwer zu bestimmen, als später der Übergang ins Badfischalter und in die Flegeljahre. Bei allem wird jeder sich ein leidliches Bild von einem rechten Jungen und Mädchen, Buben und Dirnlein, zu deren Umgebung und Umbüllung wir nun übergehen, leicht machen können. Meine Feder arbeitet heute hauptsächlich für Mütter, (Väter kommen hier mit Recht, wie leider mit Unrecht bisweilen überall! erst in zweiter Linie in Betracht) aber wohlverstanden: nur für richtige Mütter! Wer ganz ohne eigene Mitwirkung von einer Haustüte in einem Confections-Geschäft die betreffenden Kinderartikel aussuchen läßt, lasse diesen Artikel ungelesen!

Unjäre Buben werden heutzutage fast durchweg hübscher, geschmacsvoller, zweitmäfiger gekleidet als vor fünfzig Jahren, — ausgenommen sei hierbei der lange Paletot, der fast in den Straßenschmuck reicht. Die kurze Jacke mit dem Matrosenkapptragen ist unzweifelhaft kleideramer, als der einzige Kittel mit Schnur oder Ledergurt, auch mit den Kniehosen kann ich mich einverstanden erklären. Wenn ein kleiner Burme von vier Jahren mit Strümpfen herumläuft, die nur einen Zoll den Schuhrand überragen, so kann man sich dergleichen im Sommer wohl gefallen lassen; die kleinen, rosenroten Waden machen sich ganz niedlich, und Gelenk-Rheumatismus ist durchaus keine nothwendige Folge. Aber ein zehnjähriger, ebenso umherstochender Schlingel ist schon nicht mehr schön. Die entsetzliche Sorge vor Blutstauungen und anderen schrecklichen Uebeln beim Gebrauch von einem Paar ordentlicher Strumpfhändertheile ich nicht. Das Hosenträger den Brustbord bekleimen und die Lunge bedrohen, daß der Leibgurt den Unterleib preßt und die freie Entwicklung der Leber hindert, kann man beides in Broschüren lesen, die von einheitigen Gesundheitslehrern verfaßt sind; noch grausiger werden alle solche gesundheitlichen Verwüstungen in den Reclame-Zetteln geschildert, die ein warnender Fabrikant in alle Welt schleudert. Wer Strumpfhänder, Tragbänder, Gurte für seine Kinder nach richtigem Maß und von gutem, brauchbarem Stoffe auswählt, sei ohne schwere Sorge und tröste sich damit, daß wir durch irgend welche Vorrichtung uns nothwendig die Kleider auf dem Leibe erhalten müssen.

Ob Schuh oder Stiefel? Die ersten Stiefel mit den blanken, handbreiten Lackstulpen pflegen für die Jungen einen mächtigen

Reiz zu haben. Im übrigen richtet man sich nach der Geschicklichkeit des jugendlichen Trägers, die Schnürschuhe selbst anzulegen, oder nach dem Zeitmaß, das die Mutter oder ihre Vertreterin darauf verwenden kann.

Trotz meiner eigenen Vorliebe für Haus- und Morgenschuhe, — aus den Kinderschuhen bin ich leider schon eine recht geraume Zeit heraus, — muß ich liebessollen, nachsichtigen Müttern empfehlen, die jungen Kleinen, und zwar Männer und Fräulein, recht knapp im Gebrauch dieser Fußbekleidung zu halten. Dafür spricht nicht nur die frühzeitige, nothwendige Erweitung des Ordnungsinnes, nein! der Fuß bleibt auch hübscher und wird nicht so breit getreten.

Mit unseren Mädchen, den kleinen, lustigen Hexen, ist die Sache nun schon schwieriger; im guten wie im bösen Sinne frümmt sich, was ein Häldchen werden will, bei Seiten. Die Mitglieder der Frauenswelt, ergo auch die, welche später dazu gehören wollen, sollen einen ganz besondern Werth auf ihren äußeren Menschen legen, sie sollen gefallen; ich gebe sogar noch weiter, sie sollen gefallen wollen! Nur, — eben in dem rechten Maße und in der richtigen Art und Weise, ohne unschöne Mittel! Eine schroffe Frontstellung gegen die Fürstin Mode, die ja bei der Kinderkleidung auch ein Wörtchen mitzureden hat, liegt mir fern. Denn ich erkenne ihr einmal eine gewisse Berechtigung zu, zum anderen würde mein Wort verhallen, wie Wüstenpredigt. Wer rennte gegen Windmühlen an, nachdem es der tapferste Spanier vergeblich gethan? Also nicht wider ein bestimmtes Zeitalter, nicht wider eine bestimmte Mode werde ich mich erfreuen. Freilich kann man sich über dieses oder jenes in der Bekleidung unserer lieben Gören als Arzt und Anatom kaum genug wundern. Die Taille ist z. B. ohne Frage eine ganz bestimmte Linie des Körpers; weshalb dieselbe früher bis fast unter die Hüfte berunterschritten wurde, daß die Länge des Röckchens nur noch ein paar Spannen ausmachte, und weshalb jetzt wieder jelbige Taille in die Gegend der Achselhöhle verlegt wird, ist eigentlich unerfindlich. Wenn zwanzig- und mehrläufige junge Damen in einer Quadrille dieses legtete, dem Babymalter im Zwischen entlehnte Kostüm mit ellenlangen Röcken sich anhun, so betrachte ich solches selbst zur Karnevalszeit für eine herbe Geschmacksverirrung. So jung sollen sie nicht scheinen wollen.

Vielleicht komme ich jetzt selbst mit einer anderen Geschmacksverirrung zu Tage, die von schlimmster Art ist, mit einer Geschmacksverirrung der Feder; aber ich weiß mit nicht recht anders zu helfen, da ich nicht weitere Kriegspfade beschreiben mag. Ich will nämlich ganz gegen meine Gewohnheit einen mindestens halb lehrhaften Ton anschlagen, und dabei sei es jeder Frau Mama überlassen, sich zu Ruz und Frommen für ihr Töchterlein das Einschlägige auszusuchen.

Ein Gewand wird um so wärmer, je schwerer der Stoff ist, daraus man es fertigt. Denn die Dicke des Stoffes, welche ihn zu einem schlechten Wärmeleiter, also zu gutem Schutz gegen Kälte macht, hängt von dem Gewichte wesentlich ab, — und umgedreht. Beim Mantel, bei allen Ueberziehstücken kann der Gewichtsunterschied so viel ausmachen, daß der Mensch schon durch die größere Kraftanstrengung, mit der er das Gewicht tragen muß, beim Gehen wärmer werden muß. Man schwitzt beim Spazierengehen in Regen und Regenmantel ohne Schirm aus doppelten Gründen, der Mantel wird allmählich doppelt schwer, und die Nässe stopft ihm die Poren und hindert die Perspiration des Trägers. Aber nicht nur Schwere und Dicke, auch die Gewebsart und die Appretur spielen ihre Rolle. Ein poröses, schmiegames Wollkleid ist leichter und behaglicher als ein starres, steifgesträcktes Piqué-Kleid. Ferner die Machart, die eigentliche Arbeit des Schneiderfürstens! Jedes Haltengewand ist an sich wärmer, als ein im schlichten Schnitt angepaßtes, der Stoff liegt eben doppelt. Dahingegen kann wieder ein etwas weiteres Kleid dem engeren gegenüber füller sein, da es einer kleinen, ausgleichenden Lustigkeit Spielraum gewährt.

Die Farbe darf nicht vergessen werden. Je heller, desto leichter! oder je dunkler, desto wärmer! Das ist unanfechtbar; schwarz verändert geradezu die Strahlen des Lichtes und der Wärme. In den Tropen trägt sich alles weiß. Man bepinselt gern mit weißer Kalfsfarbe die Wände oder das Dach oberirdischer Eiskeller, damit der Inhalt sich besser halte; aber man streicht ein Holzwand, daran die Rebe sich emportanzen soll, mit Theer an, auf daß der Wein gut löschen lerne. Selbstverständlich also tragen sich alle Kinder im Sommer heller als im Winter; überhaupt wird jeder die lustige Jugend von vorn herein lieber in lachenden, frischen Farben sehen, aber, — ich will den Punkt nur leicht strecken, um nicht gegen berechtigtes Fargefühl zu verstören, — die hellen, frischen Kleider müssen eben wirklich frisch und frei von jeder zweifelhaften Trübung, frei von jedem Schmutze sein. Nichts ist unerträglicher und schließlich ungehöflicher, als ein muddeliges weißes Kleid.

Auf die Frage, ob ein Kind schon ein Korsett tragen soll, brauche ich wohl nicht erst zu antworten. Über dieses Thema sind in der "Illustrirten Frauen-Zeitung" schon so viele Aufsätze veröffentlicht, daß ich neues darüber kaum zu sagen vermöchte. Ich will jedoch nicht versäumen, hier noch nachdrücklich auf die großen Vorteile der vom "Verein für Verbesserung der Frauenkleidung" empfohlenen Reformkleidung hinzuweisen.

Zum Schluss unserer etwas aphoristischen Besprechung ein Kurzes über die berühmte Abhärtung, bei der ja die Bekleidungsart sehr wesentlich mitspricht. Man wäre bei völligem Schweigen ein Barbar gegen die Kinderswelt; wollte man überhaupt von der Frage nichts wissen, müßte man mit taubem Ohr durchs Leben gegangen sein. Grau ist alle Theorie, von niemand wird leichter und schwerer gejündigt, als von den waschenden Abhärtlern. Und ich bitte, den auf Erfahrung und Beobachtung aus der Praxis gestützten Ausspruch nicht zu verübeln, den Ausspruch, daß meistens Frauen, die einer bestimmten Richtung und Lehre einmal anhängen, leidenschaftlicher und zum Fanatismus geneigter als die Männer sind.

Kinder sollen auch in ihrer Tracht und durch dieselbe abgehärtet und nicht mit so und soviel Häuten zwiebelartig überzogen werden, ein paar Grad Kälte schaden im Winter ja wenig, als ein Wind, als die gefürchtete Zugluft. Selbst ein Schnupfen sei mit in Kauf genommen! Aber ein verregnetes Würmchen stundenlang ohne jedes Umsleiden herumlaufen lassen, — diese Abhärtungs-Theorie würde vielleicht selbst in Wörterbuch beanstandet. Der Mensch gehört einmal nicht zu den Durchen, die halb auf der Erde und halb im Wasser leben. Drum vor allem das rechte Maß auch hier, wie in allen Dingen!

Man erinnere sich an Roland's Knappen und sein Pferd! Der Vorsichtige wollte seinem Gaule, damit er allzeit kämpf- und streitbereit sei und nicht zu viel Zeit mit dem Füttern verlorne, das Fressen abgewöhnen. Hast hatte das geduldige Thier das Hungern vollständig erlernt, nur noch ein Tag fehlte, — da starb es.

Wenn wir erst einen akademischen Lehrstuhl für den Stamm der Kinderkleidungs-Ärzte und die dazu gehörigen Nebenäste besitzen, dann kommt sicher mehr Ordnung und System zu Tage, als in diesen lohen, auf Anregung abzielenden Sätzen geschehen konnte. Ob sich das System schnell als recht heilig erweist, das bleibt, mit Falstaff zu reden, eine wohl auzuversende Frage.

Rückdruck verboten.

### Liebesruhe.

Wie war ich erst so schen und wild...  
Und nun, so ganz Dir hingegeben,  
Ist alle Unruh süss gestillt!

Ein Friedenshain zieht durch mein Leben,  
Wie über reisendem Gesäß  
Wohl schon die Ernteglocken schweben.

Anna Ritter.

Rückdruck verboten.

### Neues aus dem Reich der Rose.

Von Max Hessdörffer.

In den letzten Jahren sind interessante neue Geblüte in großer Zahl gezüchtet und durch gärtnerische Firmen dem Handel übergeben worden. Unter diesen neuen Pflanzen, welche Züchtungen von hervorragender Schönheit aus den verschiedensten Pflanzengruppen umfassen, spielen wohl die Rosen eine hervorragende Rolle. Mit der Königin der Blumen haben die Züchter die weitans größten Erfolge erzielt. In den wilden Arten, den Wild- oder Baumrosen, mit den zwar anmutigen, einfachen, aber nicht stolzen und auffälligen Blüten, ist die Rose keineswegs eine Blumenkönigin, sondern ein bescheidener, stacheliger Strauß, der es nur bei einigen besonders schönen, wilden Arten verdienten würde, im Garten als Bierstrauß angepflanzt zu werden. In neuerer Zeit beginnt man auch, den Werth mancher Wildrosen zu lernen, sie hier und da in parkartigen Gärten vor Gehölzgruppen anzupflanzen, wo sie namentlich infolge ihres leichten Buchses, auch zur Zeit des überreichen Flores, einen prächtigen Anblick gewähren.

Die gärtnerische Züchtungskunst hat die Rose zuerst zu einer wirklichen Blumenkönigin gemacht, indem sie aus der einfachen Blume die halb oder ganz gefüllte entstehen ließ. Bei vielen Geschwistern bedeutet freilich die Füllung der Blüthen, in welcher der Botaniker immer nur eine Verkrüppelung sieht, keine Vollkommenheit, da gefüllte Blumen thatsächlich nicht immer schön sind, doch nimmt wohl die Rose, was Schönheit anbelangt, unter allen Gartengewächsen mit gefüllten Blüthen den ersten Rang ein.

Obwohl die Rose seit Jahrhunderten die Lieblingsblume der verschiedensten Völker ist, war es erst dem scheidenden Jahrhundert, das man nicht mit Unrecht auch das Jahrhundert der Rosen genannt hat, vorbehalten, sie auf die höchste Stufe der voraussichtlich erreichbaren Vollkommenheit gebracht zu haben. Die Rose nimmt auch unter den sehr zur Variation hinneigenden Blüthen die erste Stelle ein, denn es sind von ihr nachweisbar in den Gärten über fünftausend verschiedene Sorten entstanden, die sich theils von einander durch Wuchs und Beblaubung, vorzugsweise aber durch die Größe, die Füllung und Form der Blüthen auszeichnen, und dabei wechseln die Blüthen in der Färbung in den verschiedensten Nuancen der weissen, rothen und gelben Farbe. Schwarze und blaue Rosen existieren in Wirklichkeit nicht, sie waren bisher nur in der Phantasie einiger amerikanischer Reklame-Firmen vorhanden. Auch gestreifte-blättrige Rosen sind äußerst selten, doch gelangten gerade in den letzten Jahren einige Züchtungen mit solchen Blüthen zur Einführung. Trotz der großen Fülle vorhandener Rosenarten arbeiten fortgesetzt die tüchtigen Züchter an der Verbesserung unserer Blumenkönigin. Während früher so ziemlich alle neuen Rosen aus Frankreich, Luxemburg, England und Amerika kamen, haben sich in den letzten Jahren auch deutsche Rosengärtner erfolgreich mit der Züchtung neuer Sorten beschäftigt. Es sind bei uns nicht nur Berufsgärtner, sondern auch vielsach Liebhaber, denen wir wirklich wertvolle neue Rosen verdanken.

Man kann annehmen, daß aus den Ländern, in welchen die Rosenzucht in Blüthe steht, Jahr für Jahr etwa einhundert-fünfzig bis zweihundert neue Rosen in den Handel gelangen. Sie erzielen anfänglich enorme Preise, werden rasch aber von den verschiedenen Konkurrenz-Firmen in fieberhafter Eile vermehrt, sodaß die Preise rapid fallen und sich nur bei ganz hervorragenden Züchtungen nach zwei bis drei Jahren noch höher als für andere Sorten stellen. Wie überall, so muß man auch bei den neuen Rosen die Spreu vom Weizen trennen, denn unter den mit pomphafter Reklame angepriesenen Sorten befinden sich nicht nur alte Bekannte, an denen außer dem veränderten Namen nichts neues, sondern auch minderwertige Züchtungen, von deren Bedeutung der Züchter ausgenommen, kein Kenner zu überzeugen ist. Nur wenn einmal einem Züchter die Zucht einer ganz besonderen, sich durch Eigenart auszeichnenden Sorte gelingt, kann er ausnahmsweise reichen Gewinn damit erzielen. So ist das alleinige Verkaufsrecht der von einem englischen Liebhaber gezüchteten und seinen Namen tragenden Rose William Francis Bennet vor Jahren für fünftausend Dollar verkauft worden, eine Summe, die selber kein Rosenzüchter auch nur annähernd wieder aus einer neuen Sorte herauszuschlagen vermochte.

Bei der Entstehung neuer Rosen spricht gegenwärtig auch die Mode ein gewichtiges Wort mit. Für den Erfolg der lebensfähigen Rosen-Neuheiten war wesentlich die veränderte Mode-

richtung in der Blumen-Bindekunst maßgebend. Zur Herstellung der jetzt bevorzugten Naturarbeiten gehören langstielige Blüthen. Die Züchter neuer Rosen machen es sich deshalb zur Aufgabe, Sorten auf den Markt zu bringen, die auf möglichst langen Stielen immer nur eine Blüthe tragen. Namentlich aus den Gruppen der großblühenden Rosen haben in den letzten Jahren nur Züchtungen Anerkennung gefunden, für welche oben genannte Eigenschaft charakteristisch ist, während man von den zur Anpflanzung von Laub und Veranden verwendeten Schlingrosen und von den für Blumengruppen bevorzugten Monats- und Polyantha-Rosen verlangt, daß sie die Blüthen in ganzen Büscheln bringen. Für den Werth neuer Rosenarten ist natürlich auch die Schönheit der Blüthen, ihre Haltung, die aufrecht sein soll, die reine und leuchtende Färbung, die Dankbarkeit im Wachsen und Blühen und die Widerstandsfähigkeit gegen Kälte und Pilzkrankheiten maßgebend. Rosenarten, die bei ungünstiger, namentlich regnerischer Witterung unvollkommene Blüthen liefern, sind eben so wenig beliebt, wie Sorten, die schon zeitig im Herbst das Blühen einstellen.

Manche Züchter haben sich die Aufgabe gestellt, gegen Frost widerstandsfähige Rosen zu züchten, doch boten leider die beiden lebensfrohen, überaus milden Winter keine Gelegenheit,

Neuheiten nach dieser Richtung hin zu prüfen, da alle, auch die zartesten Rosen, diese Winter schuplos gut überstehen können. So viel steht aber fest, daß es noch nicht ganz gelungen ist, von den edlen Sorten im deutschen Klima absolut winterharte Neuheiten zu züchten. Durch die Kreuzung zarter Edelrosen mit schönen, aber harten Wildrosen, ist man diesem Ziele indessen erheblich näher gerückt. Die meisten Erfolge in dieser Hinsicht verdanken wir einem Liebhaber, Dr. Müller, Weingarten i/Pfalz, der aus Kreuzungen mit einer schönen japanischen Wildrose, der Rosa rugosa, die sich durch schönes Laub und große, eingeschmiedete Hagebutten auszeichnet, recht schöne und zarte Gartenrosen hervorbrachte.

Manche schöne, neue Rosenart entsteht ohne direktes Zutun des Gärtners aus sogenannten Sporttrieben, durch Knosp-Variation, die wissenschaftlich noch nicht aufgeklärt ist. Wie es hier und da vorkommt, daß sich an einem grünblätterigen Strauch plötzlich ein Trieb mit bunten Blättern zeigt, so kann es auch bei Rosen vorkommen, daß sich ohne äußere Veranlassung Triebe entwickeln, die andersfarbige Blüthen bringen. Erkennt der Besitzer rechtzeitig den Werth eines solchen Sporttriebes, so wird er diesen durch künstliche Vermehrung zu vervielfältigen suchen. So ist die allbekannte deutsche Rose „Kronprinzessin Victoria“ ein Sport der überall verbreiteten französischen Rose „Souvenir de la Malmaison“. Eine der interessantesten Sportrosen der letzten Jahre ist die weiße Maréchal-Niel. Sie entstand merkwürdiger Weise gleichzeitig in verschiedenen Kulturen, sobald sich häufige Streiter um sie entspannen, da verschiedene Rosengärtner das ausschließliche Züchtungsrecht für sich in Anspruch nehmen wollten. Eine sehr interessante, neue Sportrose ist ferner die weiße „Maman Cochet“; sie ist amerikanischen Ursprungs und unterscheidet sich nur durch ihre weiße Färbung und die etwas geringere Blüthenfüllung von ihrer Stammutter. Ihre schönen Blüthen haben absolut keinen Duft, sind aber trotzdem für die moderne Blumenbinderei sehr gesucht. Es ist wenig bekannt, daß es auch geruchlose Rosen gibt, wenn sie auch selten auftreten, und daß auch unter den wohlriechenden Sorten nicht der Duft aller gleichwertig ist, da eine seine Rose bei den verschiedenen Sorten wesentliche Unterschiede herausfindet.

Wir haben schon oben angedeutet, daß neben den edlen Gartenrosen neuerdings auch schöne Wildrosen Beachtung finden. Mit diesen Wildrosen, von denen es gleichfalls einige hundert Arten gibt, haben die rankenden Rosen die Eigenbüchlichkeit gemeinsam, nur einmal im Jahre zu blühen, dann aber in überreicher Fülle, während viele Gartenrosen remontieren, d. h. öfter blühen. Auch die Schlingrosen kommen gegenwärtig mehr in Aufnahme, denn da, wo man früher wilden Wein pflanzt, pflanzt man jetzt gern die rankenden Sorten, die zur Blüthezeit einen entzückenden Anblick bieten und weithin die Lust mit köstlichem Wohlgeruch erfüllen. Die Schlingrosen eignen sich namentlich zur Bekleidung von Lauben, Laubengängen, kleinen Landhäusern, von Spaliren, Mauern und Jänen, auch lassen sich mit ihnen prächtige Pyramiden und Gestosse bilden. Auf sehr hohe Wildstämme veredelt, liefern die rankenden Sorten die beliebten Trauerrosen, die man nicht nur mit Vorliebe auf Gräber pflanzt, sondern auch einzeln frei vor einer Gehölzgruppe im Garten stehend, gern im Garten als eigenartige Schmuckpflanzen verwendet. Die Rankrosen blühen sehr früh, zeitiger selbst noch als die Monatsrosen. Vor wenigen Jahren wurde die Aufmerksamkeit der Gartenbesitzer durch eine aus Japan eingeführte rankende Rose erregt, die den Namen Crimson Rambler führt. Diese prächtige Rose ist eine Wildrose, die ihre farbenfrohen Blüthen in stattlichen, trauben-

artigen Büscheln hervorbringt, sodaß die mit ihr bepflanzten Lauben zur Blüthezeit weithin feurig leuchten. Unter Verwendung dieser japanischen Rose sind in Deutschland schon verschiedene sehr interessante, rankende Sorten gezüchtet worden, darunter auch solche mit weißen Blüthen.

Auf der vorjährigen großen Hamburger Gartenbau-Ausstellung bot sich die schöne Gelegenheit, die neuen Rosen auf ihren Werth hin zu studiren. Diese und andere Ausstellungen haben aber auch manches gelehrt, was bei der Anpflanzung mehr beachtet werden müßte. Man sollte keinen so großen Werth auf die Erwerbung hoher Stämme legen, da niedrige Stämme von 80-100 cm Höhe viel empfehlenswerther sind. Sie zeigen die einzelnen Blüthen in voller Schönheit, da sie es gestatten, von oben herab auf die Krone zu blühen. Sehr hohe Stämme von 1½-2 m Höhe und darüber sind nur für Trauerrosen angebracht. Bei der Anpflanzung von hochstämmigen Rosengruppen muß man darauf bedacht sein, die Stämme ihrer Höhe entsprechend zu pflanzen, die höheren kommen dann in die Mitte, die niederen an den Rand. Mehr als bisher sollte aber auch der Wuchs der Sorten Beachtung finden. Namentlich dürfen die sehr wüchsigen Sorten nicht zu Gruppenverwendung finden, da ihre Kronen bald die Kronen der schwachwüchsigen Nachbarstämme überdecken und ersticken. Diese

artigen Bäume zu begreifen: „Im Leben ist er a Herzog, im Grattun aber a Küni (König), und sie ersch, daß es an Eng!“ Die graziöse, meist leicht gewandete Gestalt der Herzogin, die schwedenden Schritte von Bett zu Bett schießt gleitet, ein mildes Lächeln um den kleinen Mund, und die herrlichen, dunklen Augen mit dem Ausdruck liebreichsten Mitleids auf die Kranken gerichtet, besitzt tatsächlich einen seltenen, dem frommen Gemüth beinahe überirdisch erscheinenden Zauber. Mit Aufopferung der eigenen Gesundheit hat die Herzogin ihres segensvollen Amtes gewaltet als „Weißänderin“, wie die oberbayerischen Patienten, als Assistentin ihres Mannes, wie die Aerzte sagen, die ihrer Tüchtigkeit unbedingtes Lob zollen. Die Praxis des Herzogs, die er selbst in der Sommerfrische und aus Erholungsreisen ausübt, war anfanglich nur den Armen zu Gute gekommen. Aber das Ansehen, welches er namentlich als Staats-Operateur genießt, hat tausende von Augenleidenden aus ganz Europa, selbst aus Amerika herbeigeführt, sodass sich der Umfang seiner Wohlthätigkeit noch weiter ausgedehnt hat, indem ihm vermehrte Mittel zur Vergroßerung seiner Kliniken und zu noch thatkräftigerer Unterstützung der Rekonvalescenten als freiwillige Dankespenden zufließen.

Nach außen scheint es fast, als wäre der Hauptinhalt der herzoglichen Ehe die Fürsorge für die Kliniken. Aber, obwohl die schöne, am

19. März 1857 zu Schloss Bronnbach geborene Prinzessin von Braganza bei ihrer Vermählung mit dem am 9. August 1859 zu Possenhofen geborenen Herzog Karl Theodor, erst siebzehn Jahre zählte, bewährte sie sich infolge ihrer vielseitigen Bildung und ihrer religiösen, tüchtigen Erziehung nicht nur als die beste Mutter für das heranwachsende Döchterlein aus der ersten Ehe ihres Gemahls, sondern wußte auch als Schlossfrau von Tegernsee und Possenhofen, wie als Herzogin des Münchner Palais ein geradezu ideales Heimwezen zu schaffen. Sie bei Geschmac für die Kunst, malt und zeichnet sehr hübsch, photographiert gern und gut, liest viel, spricht außer den romanischen Sprachen ungarisch, dessen sie sich mit Vorliebe im Verkehr mit dem

Gemahl bedient, sowie polnisch und hat, wiederum dem Herzog zur Gesellschaft, sich des Russischen bestreift.

Ihre Briefe und gelegentlichen Reise-Aufzeichnungen zeugen von nicht geringer schriftstellerischer Begabung, die sie gleich ihrem Interesse für Medicin auf die älteste ihrer drei Töchter, die Reichsgräfin zu Törring, vererbt hat. Lebhaft und gewandt in allen Dingen, sieht sie mit Annuth zu Pferde, denn sie ist auch Reiterin, wie sich's für die Gemahlin eines Kavallerie-Generals, der überdies Inhaber mehrerer Regimenter ist, geeignet. Das Radfahren übt sie mit den Töchtern und den zwei jüngeren Söhnen um die Wette, und die Spaziergänger auf den Bogenhauser-Anhöhen rechts der Isar werden dieses Frühjahr die reizende Cavalcade vermischen, denn das Jubelpaar hat beschlossen, das silberne Hochzeitfest in bescheidenster Zurüstung in Meran zu feiern. So mögen sie den offiziellen Huldigungen entgehen, das innige „Vergelt's Gott!“ der vielen, denen sie Hülfe gedenkt, wird ihnen überall folgen.



Maria Josepha, Herzogin in Bayern

Photographie von Ab. Baumann: fgl. datt. Hof-Photograph in München.

Dr. Karl Theodor, Herzog in Bayern.

Nachdruck verboten.

### Zur silbernen Hochzeit des Herzogs Dr. Karl Theodor und der Herzogin Maria Josepha in Bayern.

Von Alex Braun.

**D**ie über Bayern hinaus werden am 29. April dieses Jahres, dem Tage der silbernen Hochzeit des fiktiven Arztes Dr. Karl Theodor und seiner Lebens- und Arbeitsgenossin Maria Josepha, dankbare Herzen Glück- und Segenswünsche spenden. Das vorbildliche Wirken dieses edlen Paars hat internationale Anerkennung verdient, ist von zeitgeschichtlicher Bedeutung. Das Familienhaupt des herzoglichen Zweiges, eines der vornehmsten und ältesten deutschen Herrschergeschlechter, stellt sich mit seiner ganzen Lebendigkeit in den Dienst der armen, den Blinden zu helfen, hat er sich zur Aufgabe seines Daseins gemacht, der er seine Zeit, sein Vermögen, all sein Sinnen und Denken weicht. Zur Lösung dieser Aufgabe hat er eine Mitarbeiterin in seiner Gemahlin gefunden, die ihm eine „Genossin“ im althermanischen, von der Gegenwart neu belebten Sinne geworden. Nach voller Kraft, verständnisvoll und treu thieilt sie die Mühen seines Berufes. Wie es in einer echten, rechten Ehe sein soll, daß sie sich eingelebt in sein Streben und Schaffen und ist begeistert, ergänzend und erweiternd in seinen Pflichtenkreis einzutreten. Ernsthaft hat die Herzogin Maria Josepha in medicinische Studien sich vertieft; jedoch nicht selbständig ihre Kenntnisse zu verwerthen, sondern als „Handlangerin“ ihres gelehrten Gatten sie zum Gelingen seiner Operationen nützbar zu machen, ist ihre Trachten. Die Hand aber, die sie anlegt, ist vom zartesten Mitgefühl geleitet und darum unvergleichlich geschickt. Man muß das ärztliche Paar in der Münchner Klinik, deren Baulichkeit die Herzogin ihrem Gemahlu zum Geschenk gegeben, im Tegernseer Spital oder in der gleichfalls vom Herzog geleiteten Augenheilanstalt in Meran bei ihrem menschenfreudlichen Werke beobachtet haben, um das Wort der vom Staats glücklich ope-

Frau von L. in W. — Treten Sie sich, jeder muß einmal Geld zahlen; es heißt nicht umsonst: die Italiener sind die Erfinder der doppelten Buchhaltung! Wie Deutschen sprechen in solchen Fällen der doppelten Kreide.

Junge Abponentin in Heidelberg. — Gedulden Sie sich noch ein wenig. Auf unsere Notiz haben sich so viele Damen gemeldet, die mit französischen und englischen Damen correspondiren möchten, daß es Herrn Professor Hartmann unmöglich war, die entsprechende Anzahl auswärtige Correspondentinnen schnell zu finden. Ihre Bewerbung wird aber auf alle Fälle berücksichtigt werden.

Frau Anna in Bozen. — Urtheilen Sie milde. Daß die Extreme so verführen, weiß nicht allein der Franzose. Röthigefalls wird um den Stammu in Vierländer ebenso heft gekämpft, als wenn das Vaterland in Gefahr ist.

Treue Abponentin in Hanau. — Was bei der Erde die Anziehungskraft, ist beim Menschen der Egoismus: wolt meinen aber: Leben und leben lassen!

Frau W. in Dresden. — Doppelzettel finden sich in der deutschen Sprache sehr häufig: es heißt z. B. Goldgulden. — daneben nimmt die Silbergulden geradezu komisch aus, etwa als wenn man döhlernes Obst lagte. Giegel kommt vom lateinischen tegula (Stein) und heißt die Bedeutung oder Bedachung, und doch sagt man Dachziegel. In Ponton-Erlaut ist der erste Theil eine Ableitung von lateinisch pons = die Brücke. — Das arabische Altoven und Almanach zeigt den Anteil im ersten Theile, und doch sehen wir noch einen Anteil davor. Sie dürften also nicht gar so gehalten sein, wenn Sie einmal das Eldorado lesen.